Rühmann 349

Mit lith. Umschlag, zahlr. Lithogr. im Text u. 4 lith. Tafeln

Nicht ausleihbar

BUCHBINDEREI
CARL SCHULTZ
DÜSSELDORF

Düsseldorfer

Jugend-Album

mit artistischen Beiträgen

von

Hugo Becker, A. Diessenbach, G. Süs, E. Schuback,

unter literarischer Mitwirkung

von

W. Herchenbach, Dr. N. Hocker, Julie Krüger, Nik. Schüren, H. Zeise,

redigirt

von

Dr. N. Hocker.

Vierter Jahrgang.
1859.

Düsseldorf.
Druck und Verlag des lithographischen Instituts von Arnz & Comp.

Rara
Dlit 945 (4°)

Landes- u. Stadt-
Bibliothek
Düsseldorf

00.532

Inhalts-Verzeichniß.

Seite

Der Wandertag. Ein Bildermährchen von Gustav Süs . . . . . 1—28

Die Bratäpfel, gezeichnet von E. Schuback.
Die Waise, gezeichnet von A. Dieffenbach.
Die Schaukel, gezeichnet von Hugo Becker.
Der Einsiedler, gezeichnet von Hugo Becker.

Der Kinder-Engel von N. Hocker 29
Unwandelbar von H. Zeise 29
Der Neck von N. Hocker 30
Die Prinzessin von Orleans von N. Hocker 31
Vier Bilder aus den Jahreszeiten von Julie Krüger 32
Der Teufel als Onkel von W. Herchenbach 35
Des Lebens Frühling von H. Zeise 39
Der Aachener Glockengießer von Nik. Schüren 39
Wald ohne Wipfel von N. Hocker 41
Trübe Ahnung von Karl Siebel 41
Blüthe und Frucht von H. Zeise 42
Der Währwolf von W. Herchenbach 42
Der Gedankenflug von H. Zeise 44
Die Glocke von Kochem von N. Hocker 45
Karl der Große als Kunstrichter von Nik. Schüren 46
Die innere Welt von H. Zeise 46
Der Zöllner von Hallberg von N. Hocker 47

Düsseldorf.
Buchdruckerei von Geschw. Stahl, Karlsplatz.

Der Wandertag.
Ein Bildermärchen
Von Gustav Süs.
Dem Guten wird hier stets sein Recht,
Dem Bösen aber geht es schlecht!
Verlag von Arnz & Co in Düsseldorf.

Willkommen, liebes frohes Grün,
„Mit tausend Blümlein die da blüh'n!
„Willkommen, liebe Sommerzeit,
„Mit Allem was das Herz erfreut!
„O Gott, Du machtest ja die Erde,
„Damit man auf ihr selig werde!" —
So rief, im frühen Sonnenschein,
Ein Hahn aus seinem Fensterlein.
Er schaute, hoch vom Hühnerhaus,
Weit in die schöne Welt hinaus,
Da kam ihn an die Wanderlust,
Es klopfte ihm die kleine Brust;
Er rief nochmals: „Wie schön, wie schön!
„Dürft' ich doch auch auf Reisen geh'n!" —
Jetzt flog er in den Hof hernieder;
Da fand er unter blüh'ndem Flieder
Sein liebstes Hühnchen, Gäkesi.
„Warum," frug er, „schon auf so früh'?"
„Ja, sprach das Huhn, „mein lieber Hahn,
„Kaum brach der junge Morgen an,
„Da hört' ich dich so prächtig kräh'n,
„Das mahnte mich vom Stall zu geh'n;
„That mir auch wohl, dein Morgengruß; —
„Doch offen ich dir's sagen muß,
„Daß, seit die Sonne ich erblickt',
„Und singend sah die Vöglein zieh'n,
„Die Sehnsucht mich beinah' erdrückt
„Nach jenen Wundermelodie'n. —
„Doch horch! — da tönt auf's Neu' Gesang." —
Worauf es so vom Baum erklang:

„Ich Vöglein sing' mein Morgenlied,
Im Wald, auf Flur und Feld;
Der ächte Sänger lustig zieht
Als Wand'rer durch die Welt.

Ein jedes Blümchen küsse ich
Als Schatz, viel tausend Mal;
Und keine Sorge trübet mich,
Ich kenne keine Qual.

Die Wolken und die Sternelein,
Die Nachts am Himmel glüh'n,
Die lehrten es den Vögelein,
Das Immerweiterzieh'n.

Die Schöpfung ist ja Gottes Haus,
D'rin wohnt man überall;
D'rum sing' ich auch sein Lob hinaus,
Mit lautem Jubelschall.

Gott ist die Lieb', Gott ist die Güt',
Die alle Gaben bringt;
D'rum stets mein erst' und letztes Lied
Zu seinem Lob erklingt.

So muß ich immer weiter zieh'n,
Bis zu dem Abendschein;
Dann ruh' ich aus von Wandermüh'n
Und schlafe ruhig ein." —

So sang das Vöglein hell und heiter
Von Zweig zu Zweig, dann flog es weiter.
„O, rief das Hähnchen, „welche Weisen!
„Der kann sich wahrlich glücklich preisen!
„Ich könnte weinen vor Verdruß,
„Daß ich hier ewig bleiben muß."
„Ich," sprach das Hühnchen, „spür' das sehr,
„Es macht mir oft das Herze schwer."
„Hei! noch ist in uns Jugendkraft,
„Es lebe hoch die Wanderschaft!"
So rief der Hahn; und dann mit Fleh'n
Sprach er: „Willst Hühnchen mit mir gehn?
„Was ist's, das uns hier länger hält?
„Komm' mit, hin in die schöne Welt!
„Komm', lass' des Lebens uns erfreu'n! —"
Das Hühnchen willigt freudig ein. —

* * *

Nun ging es rasch, nach dem Entschlusse;
Denn Beide waren gut zu Fuße.
Des Hofes Thüre stand g'rad auf,
Dahin nahm man zuerst den Lauf,
Dann weit hinein in's Blumenmeer;
Wie schaukelte das hin und her!
Die Blümchen, in dem Gras verborgen,
Sie riefen hell: „Ihr, guten Morgen!"
Die Wand'rer dankten für die Grüße,
Sie glaubten sich im Paradiese.

Das Hähnchen kräht, entzückt vor Lust,
Sein „Kickriki!“ aus voller Brust;
Das Hühnchen gackste: „ga, gaks, ga,
So schönes nie mein Auge sah!“
Die Käfer unter'm Blüthendach,
Die wurden von dem Lärmen wach,
Und summten bald recht lustig drein
Auch ihre Käfermelodei'n.
Ein Hummel, der die Beiden sah,
War gleich mit seinem Liedchen da:

Die Liebste mein
Im Sonnenschein,
Brumm, brumm, brumm;
Eilt emsig fort,
Bald hier bald dort,
Summ, summ, summ.
Mit stets erneutem Fleiße,
Ist immer auf der Reise;
Brumm, summ, brumm.

Zu tragen heim
Den Honigseim; Brumm ꝛc.
Mit viel Verstand,
Geübter Hand,
Die werdet ihr wohl kennen,
Darf sie mein Schätzchen nennen.

Gott gab ihr Kunst
Und Wissenschaft,
Baut Zellen schön,
Die sollt ihr sehn;
Drum ich so gern ihr diene,
Der Künstlerin, der Biene.

Ja spät und früh'
Bedien' ich sie;
Als Bräutigam
Sie mich ja nahm.
Ich führ' sie zum Altare
Recht bald in diesem Jahre.“ —

Ein Schmetterling von selt'ner Pracht,
Der hätt' sich fast zu Tod gelacht,
Und rief: „Du Geck, du eitler, dummer;
Die Biene fragt nicht nach dir Brummer!
Sie hat genug an ihrem Fleiße,
Und achtet nicht auf deine Weise.“

Die Hühner gingen ihren Weg,
Der führt' sie über einen Steg;
Sie sahen einen Hügel drüben,
Dort stand ein Hirte mit dem Stab;
Um ihn die Schafe, seine Lieben,
Die weideten das Grüne ab.
Wie klangen doch die Glöcklein helle,
Wie lustig sprang von Stell' zu Stelle

Die zarte, schöne Lämmerschaar,
Die um den Hirt versammelt war!

Horch'! — wie des Hirten Lied erklang
Zu Gott! ein wahrer Lobgesang.

„Hier oben, ja, hier oben,
Da steh' ich tausend Mal;
Dich großen Gott zu loben
Ohn' Ende, ohne Zahl.
Ja, ja, ja!
Hallelujah!
Ohn' Ende, ohne Zahl.

Wohin ich schau' und gehe,
In Himmel, Wald und Flur,
Ich seine Werke sehe
Im Spiegel der Natur!
Ja, ja, ja!
Hallelujah!
Ohn' Ende, ohne Zahl.

Und alle meine Habe,
Die gabst Du mir, o Herr!
Ich war ein armer Knabe,
Jetzt bin ich arm nicht mehr.
Ja, ja, ja!
Hallelujah!
Jetzt bin ich arm nicht mehr.

Und steh' ich einst hier oben
Ein lebensmüder Greis,
Will ich Dich immer loben,
Dir, Gott, sei Ehr' und Preis!
Ja, ja, ja!
Hallelujah!
Dir, Gott, sei Ehr' und Preis!

Wie tönte das so wunderbar
Für unser liebes Hühnerpaar!
Sie sah'n den Hirten weiter zieh'n
Und schauten lange noch dahin;
Und priesen laut der Guten Glück,
Bis er entschwunden ihrem Blick.

* * *

Der Weg fing an sich steil zu heben,
Von Blumen links und rechts umgeben;
Und hoch, auf eines Felsens Rücken,
Lag frei vor uns'res Pärchens Blicken
Die halbversunk'ne Ritterveste —
Sie dient den Eulen jetzt zum Neste. —
Da breitet sich vor ihren Füßen,
Dort, wo die Bäche schlängelnd fließen,
Ein mächt'ger Wald mit seinen Bäumen —
Sie glaubten Beide fast zu träumen; —
Und hoch empor, in blauen Lüften,
In sanften, süßen Zephyrdüften,
Sang eine Lerche Jubellieder;
Die tönten immer leiser wieder,
Bis dann der letzte Ton verhallte
Und uns're Wand'rer vor dem Walde.
Wie staunten sie vor diesen Riesen,
Den Bäumen, die da mächtig steh'n;
Ringsum Millionen Pflanzen sprießen
Und schaukelnd sich im Winde dreh'n.
So Großes konnten sie nicht ahnen!
Es lag vor ihren Blicken klar:
„Ein Gott nur konnte solches bahnen,
Wie sich's jetzt bot den Augen dar." —
Die Kikeriki's, wie die hier schallten!
Da, plötzlich, in den Felsenspalten,
Ihr Echo tönt; — horch', welch ein Grau'n!
Sie wagten kaum sich umzuschau'n.
Doch bald ermannt sich Kikeriki;
„Wie herrlich, o wie prächtig! sieh',
Natur, in ihrem schönsten Kleide!"
So riefen sie jetzt alle Beide,
Und wollten sich, vor pur Entzücken,
Einander an das Herze drücken.
Es waren doch recht gute Leute,
So recht voll wahrer Herzensfreude;
D'rum sangen sie auch gar so schön,
Wie wir aus ihrem Lied erseh'n:

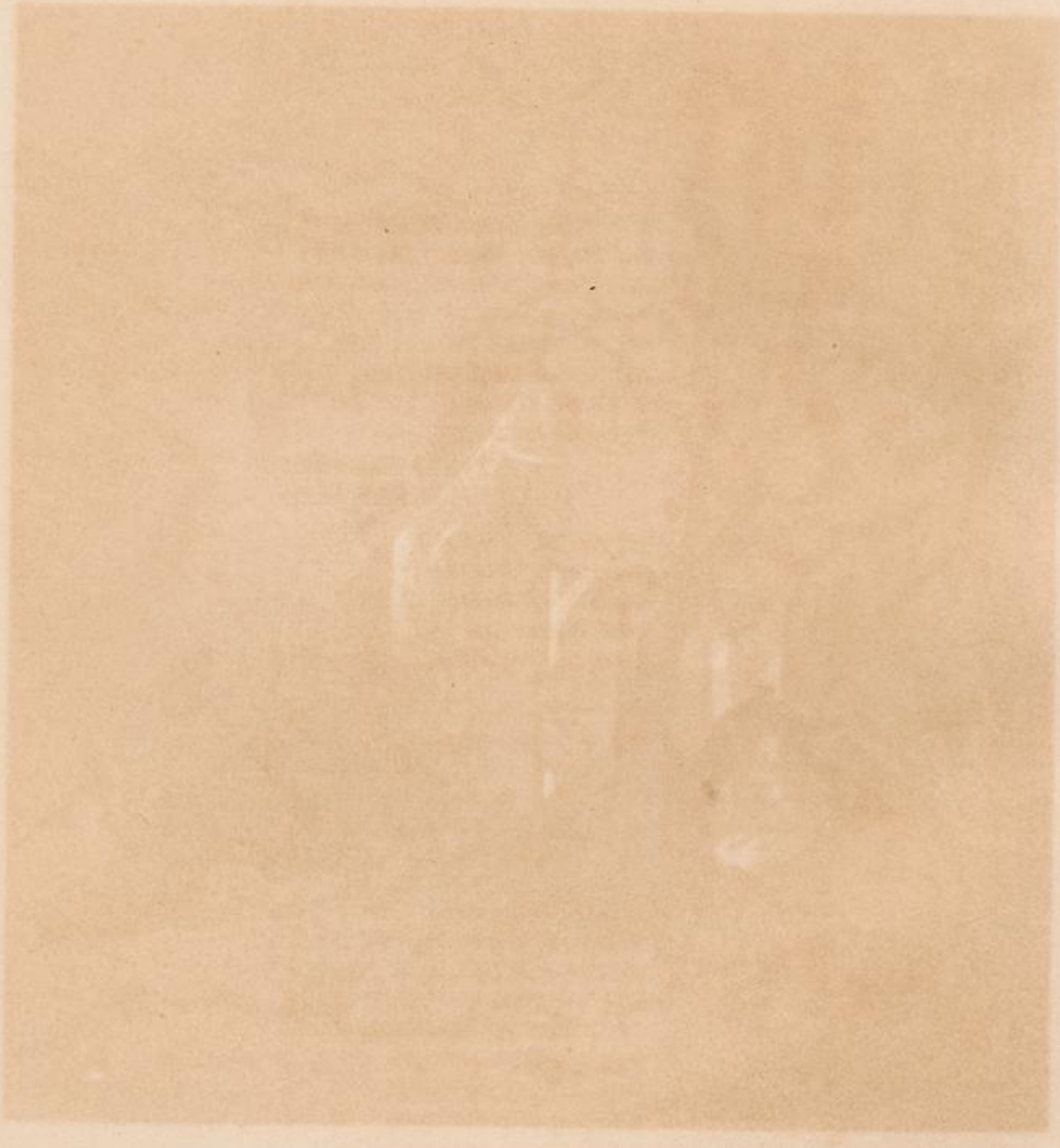
Wir grüßen dich, o grüner Wald!
Mit deinen Schauern, deinen Tiefen;
Du stehst wie träumend — ist es bald
Als ob die Bäume ruhig schliefen.
Wie herrlich deine Wipfel glüh'n
Im Sonnenglanz, so prächtig grün!
O lieber, schöner Wald!

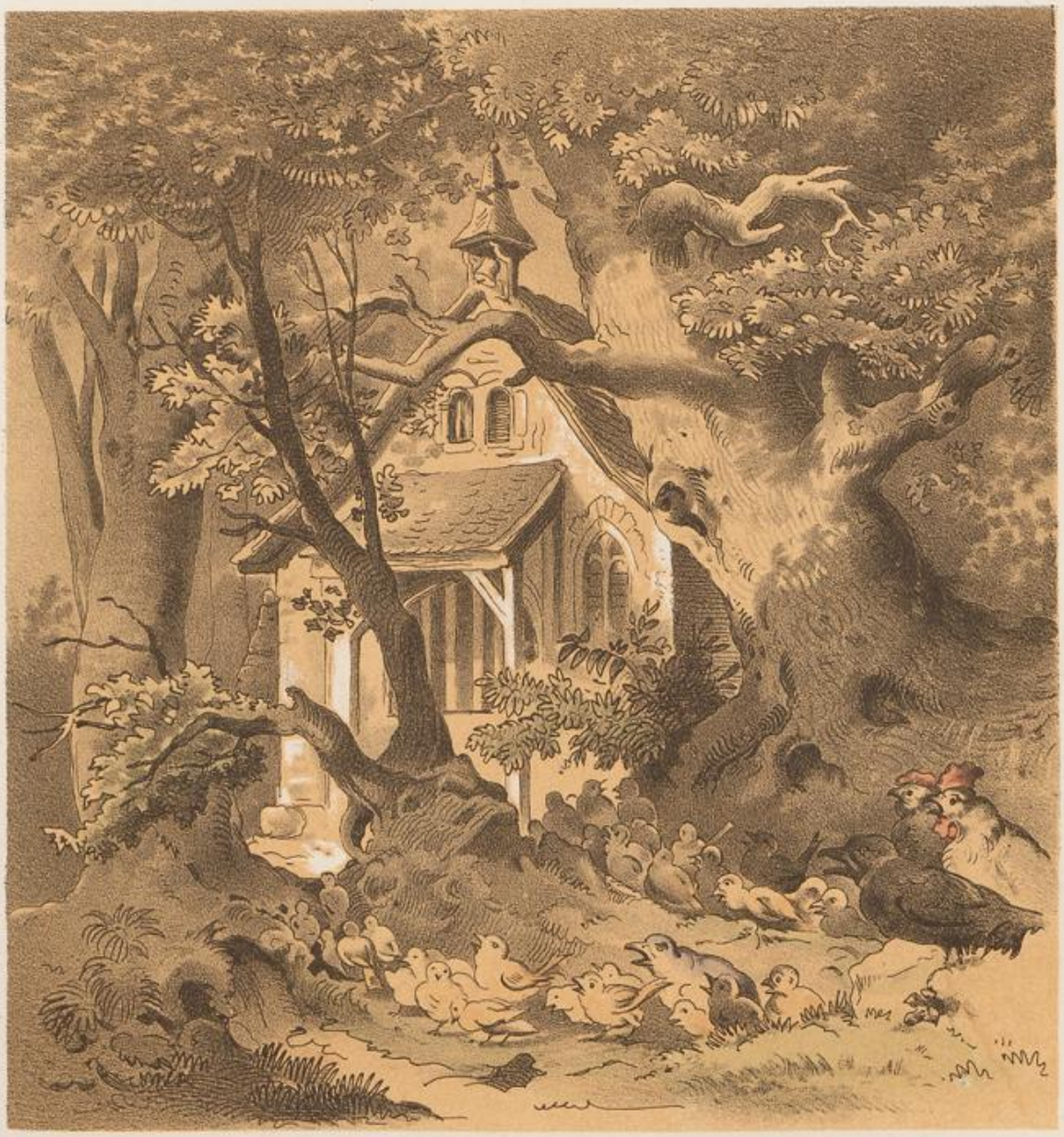
Wir grüßen Dich, Dich Wunderpracht;
Wie stolz sich Deine Häupter heben!
Der liebe Gott, der dich gemacht,
Der schuf in dir ein großes Leben.
Wie herrlich deine Wipfel glüh'n
Im Sonnenglanz, so prächtig grün!
O frischer, schöner Wald!

Wir grüßen Dich, Dich Sängerschaar,
Die lebt in seinen grünen Zweigen,
Die in ihm jubelt Jahr für Jahr,
Mit deinen Liedern, deinen Reigen!
Euch lieben Vöglein ohne Zahl,
Euch grüßen wir viel tausend Mal
Im frischen, grünen Wald!

* * *

Kaum war der letzte Ton verhallt,
Da lebte rings der ganze Wald;
Es riefen tausend Stimmen drein:
„Auch ihr sollt uns willkommen sein!"
Nun flog daraus auch bald hervor
Der ganze, liebe Vogelchor,
Herab zu dem erstaunten Paar
Und brachten Dankesworte dar;
Und theilten mit, sie zögen fein
Viel tiefer in den Wald hinein;
Dort thät' ein altes Kirchlein steh'n,
Da wollten sie den Herrn ansleh'n.
Die Wand'rer nahmen freundlich an
Der Vöglein sinnig schöne Bitte,
Und d'rauf, in Ordnung gleich begann
Der Zug, mit langsam ernstem Schritte.





Die Pilger kamen bald zur Stelle.
Da lag, inmitten hoher Eichen,
Die kleine, alte Waldkapelle,
Die sie mit frommem Lied erreichten,
Von Alter grau, bedeckt mit Ranken,
Die, luftbewegt, ganz leise schwanken;
Mit einem Thürmchen, halbverwittert,
In dem ein altes Glöcklein zittert;

Das that vor längster Zeit schon springen,
Daher sein tonlos, heis'res Klingen.
Doch rings noch steh'n sie frisch umher,
Die stets im Frühling wieder grünen,
Das hohe, stolze Säulenheer,
Die Bäume, von der Sonn' beschienen.
Das war ein rechter Gotteshain,
Der lud so still zum Beten ein. —

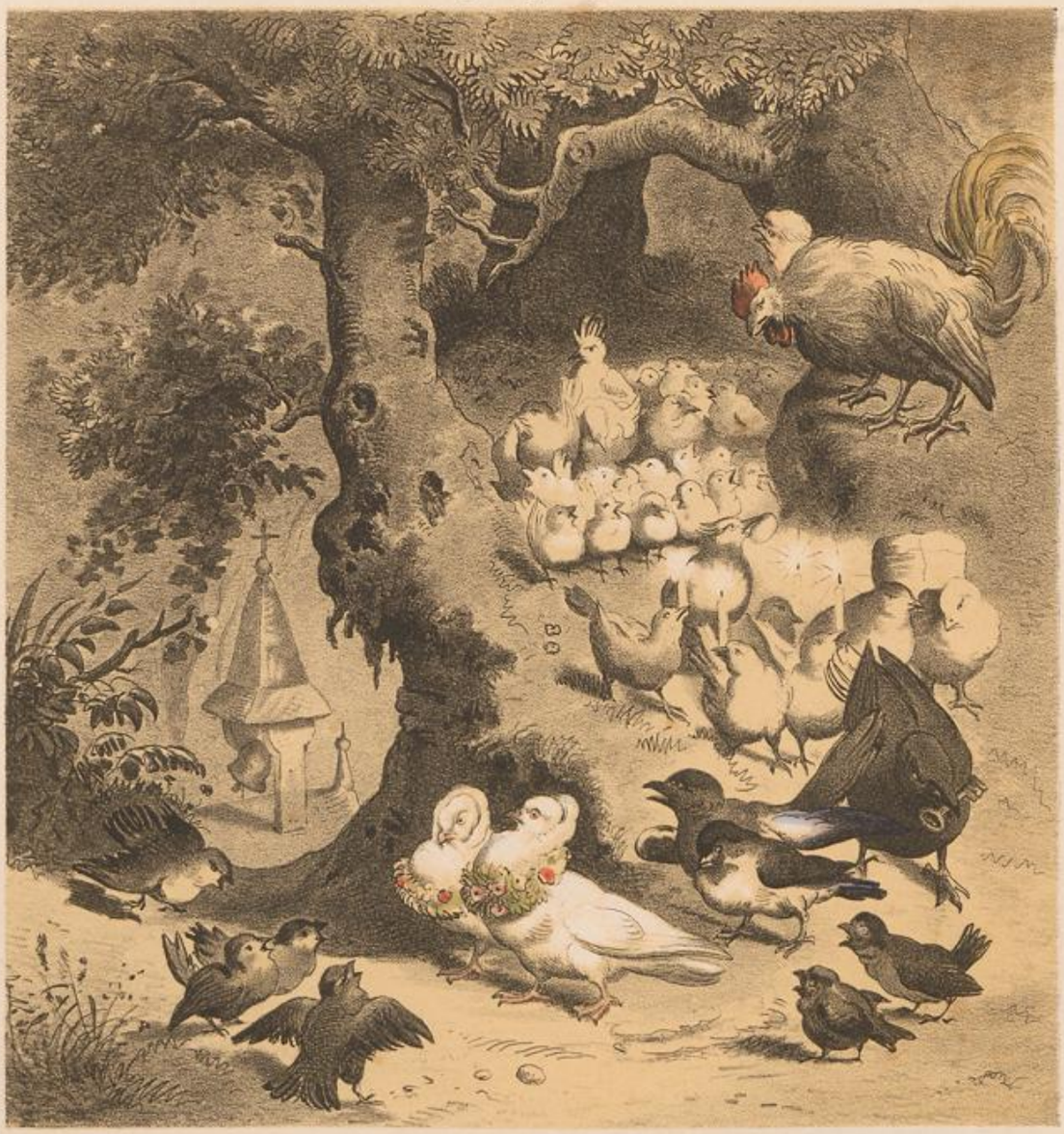
Der Gottesdienst den Anfang nahm,
Die Vög'lein sangen lobesam:
Von Gottes Allmacht, seiner Güte,
Von seiner Lieb, die ewig blüh'te;
Wie er erbarmt sich aller Noth,
Und Jedem giebt sein täglich Brod,
Daß man nicht elend hier verderbe,
Und ohn' Erbarmen Hungers sterbe.
D'rauf sang die ganze Vogelzahl
Zum Schluß gemeinsam den Choral:

„Wenn ich, o Gott! zu Dir empor
Hin meine Seele wende,
Dann bricht in mir der Dank hervor
Ohn' Anfang und ohn' Ende.
Dann ruft in mir mein armer Geist:
Gelobet sei Dein Namen,
Der Dich ja ewig, ewig preist,
Und alle Welt sag' Amen!
Dich lobt der Mensch,
Dich preist das Thier,
Gemeinsam betend rufen wir:
Mein Gott, mein Herr und Vater!" —

Beendet war nun der Gesang
Voll wahrer Andacht, Lob und Dank;
Gerührt und stille stand umher
Das ganze fromme Vogelheer;
(Das ist ja ein gar schöner Brauch! —)
Dem Hühnchen stand 'ne Thrän' im Aug';
Ach! flüstert's leis' zu Kikeriki,
Nein, diese Stund' vergess' ich nie!

* * *

Jetzt klang das Glöcklein: kling, kling, kling,
Da ändert sich das ganze Ding;
Denn seitwärts, aus dem Wald hervor,
Erschien ein lauter Jubelchor:
Ein Zug, geschmückt auf's Allerbeste;
Es waren frohe Hochzeitsgäste.
Das war ein Lärmen, Scherzen, Lachen,
Ein Taubenpaar wollt' Hochzeit machen!



Voran das Paar so lieb und rein,
Wie's nur zwei Brautleut' können sein;
Die Brust mit Kränzlein schön geputzt,
Die man als Trauring gleich benutzt.
Der Dompfaff ging im Kuttenschritt
Als Pastor gravitätisch mit;
Die Elster nahm es nicht genau,
Sie macht des Täubchens Kammerfrau;
Die Dohle fährt geschäftig d'rein:
Sie mußte ja der Küster sein;
Vier Fliegenschnepper und vier Wachteln
Vier Kerzen trugen und vier Schachteln;
Die ersten brannten licht und hell',
Die Andern hielten Gut und Geld;
Ein Grünspecht ging vorn in dem Zug,
Der für die Braut die Mitgift trug.
Zwölf Finken, — Potz, was pfiffen die! —
Das waren auch die Musici.

Nun folgten Amseln ganz bedächtig,
Die schillerten als Hofstaat prächtig.
Die Schwalbe kam vom Orient,
Sie trug vom Sultan ein Präsent.
Dann kamen viele Meiselein,
Die hatten Speis' und guten Wein;
D'rauf folgt' des Waldes Hofpoet,
Die Nachtigall, die's Lied versteht.
Den Sack mit Thalern blank und baar,
Den trug ein alter geiz'ger Staar.
Und diesem folgten hintend'rein
Noch viele and're Vögelein,
Aus jeder Gegend, weit und breit,
Ganz fein im Hochzeits-Feierkleid;
Darunter Drosseln, allerhand,
Und Grasmücklein, euch wohlbekannt.
Auch Ammern, grün, blau, roth und gold,
Mit ihren Frauen, schön und hold.
Hänfling und Zeisig, junges Blut,
Die zeigten wahren Uebermuth.
Rothschwänzchen und der Stiegelitz,
Die schäkerten mit Spott und Witz.
Die Lerchen sangen Quilili's,
Es fehlten nur die Colibri's.
Dann kam ganz stolz, mit seinem Zopf,
Der eit'le Hofrath Wiedehopf.
Der Kuckuk ließ sich hören auch,
Sowie es aller Schreier Brauch.
Zaunkönig und Goldhähnchen klein,
Die hüpften lustig hintendrein;
Dann endlich rings die Bubenschaar,
(Was eine Sippschaft Spatzen war,)
Die schrieen laut: „Hurrah! Hurrah!
Es lebe hoch das Brautpaar da!" —

* * *

Erzählet hab' ich nun genug
Von diesem langen Hochzeitszug,
Der jetzt durchschritten hatt' den Wald
Und vor dem Kirchlein machte Halt;
Dort trat der Dompfaff, als Pastor,
Ganz feierlich und ernst hervor
Und hielt die Rede kurz und gut,
So wie man's bei der Hochzeit thut.
Er schloß: „Du liebes Taubenpaar
„Bist nun verbunden immerdar;
„Zieh' hin in stille Einsamkeit
„Und lebe in Zufriedenheit!
„Euch Vög'lein allen ruf' ich's zu:
„Zufriedenheit ist Gottes Ruh'!
„Zufriedenheit ist wahres Glück,
„Und lindert jedes Mißgeschick.
„Nicht alle Tag' ist Sonnenschein,
„Auch trübe Wolken zieh'n herein;
„Das heißt: „nicht immer hat man Freud',
„Es kommt auch 'mal die böse Zeit;
„Und wenn die kommt, hinaufgeschaut!
„Und fest auf Gott, den Herrn vertraut,
„Der uns das Leben hat geschenkt,
„Der Alles führt und Alles lenkt.
„Wer gut und fromm, dem hilft er gern,
„Hält von ihm alles Böse fern,
„Auf daß sich's stets zum Guten wende,
„Amen, Amen! — ich bin am Ende."
Nun küßte sich das Taubenpaar,
Was wirklich gar zu rührend war.
Die Feier war hiermit am Schluß
Und Alle brachten Glück und Gruß,
Auch Hahn und Hühnchen traten her
Und gratulirten Beiden sehr.

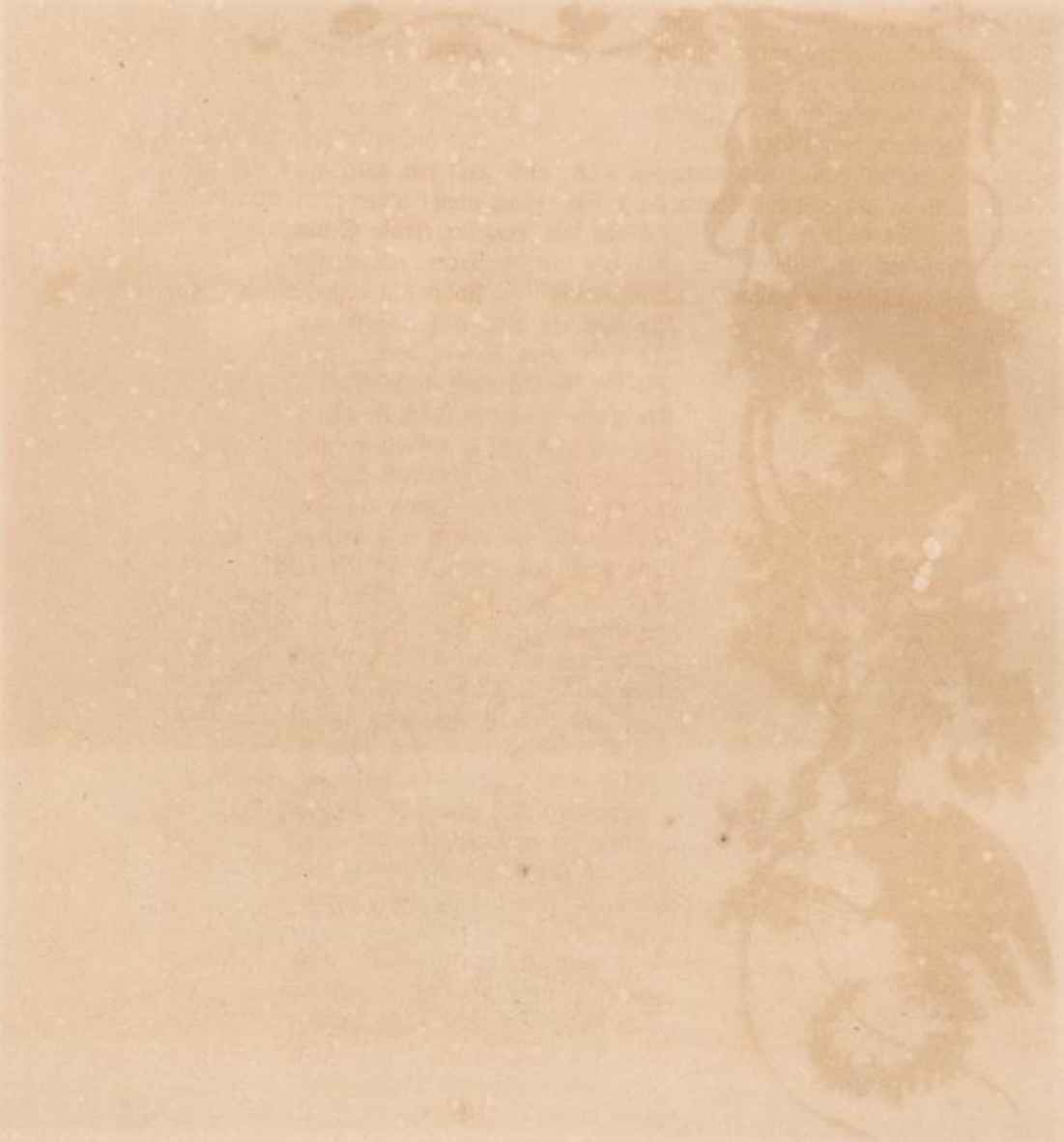
* * *

Jetzt gab's ein Lärmen und ein Schrei'n,
Denn es begann der Hochzeitsreih'n.
Die Finken, ja, die Musici,
Viel lust'ge Tänze spielten die.
Die größte Freude brach nun los,
Denn Alles tanzte, klein und groß;
Ja selbst der gute Kikeriki
Hüpft' freudig 'rum mit Gäkesi.
Bald flog ein Paar in größter Hast
Auf eines Baumes grünen Ast,
Und all' die Andern folgten nach
Im Sturm, auf's hohe Blätterdach;
Ja selbst bis in den Gipfel 'rauf
Nahm jetzt das Lärmen seinen Lauf.
Darauf begann der ganze Zug
In großen Kreisen seinen Flug;
Erst himmelwärts, dann aber wieder
Herab in's grüne Dickicht nieder. —

Da tönt des Angstrufs wilder Schrei:
„Ein Habicht in den Lüften sei!!"
O Himmel hilf! — das war ein Schrecken,
Fast kommt vor Angst man nicht vom Flecken;

Und was erst recht Verwirrung schuf,
Das war des Habichts dumpfer Ruf! —
Und wild, verwirrt, in Angst dahin
Sieht man die Vög'lein eilig flieh'n.
Jetzt blieb allein das Hühnerpaar,
Nicht wußten Beide was das war;
Sie standen da als wie im Traum
Und faßten das Erlebte kaum.
Betrübt hub endlich Hühnchen an:
„Was haben Böses sie gethan,
„Daß ihnen in der größten Freude
„Der Habicht naht zu ihrem Leide?"
„Ja," sagte Kickriki darauf,
„So ist einmal der Dinge Lauf;
„Die haben es sehr toll gemacht,
„Obschon der Pastor erst gesagt:
„Nicht immer kann man fröhlich sein,
„Auch trübe Stunden zieh'n herein;
„Denn, leider! mancher süßen Freud'
„Folgt auf dem Fuß' das größte Leid!"

Ein Bauer kam des Weg's daher,
(Ein Eichhorn,) trug ein Säckchen schwer,
Und sprach die Hühner freundlich an:
„Ob er mit Etwas dienen kann;
„Ob beide Hühner auf der Reise?"
Gutmüthig nach der Landleut' Weise.
„Ich bin der Hahn," sprach Kickriki,
„Hier meine Freundin Gäkeß.
„Uns freut das Leben ringsumher,
„Wir lieben Beid' das Reisen sehr.
„Der Zufall führt' uns hier zur Stelle,
„An diese schöne Waldkapelle;
„Da mußten wir auch Zeugen sein
„Von Vög'leins Hochzeit, ihrem Reih'n,
„Bis daß der Räuber Habicht kam
„Und alle Lust ein Ende nahm."
„Ach!" sprach Eichhörnchen, „hab's gehört;
„Der hat sie hier schon oft gestört.



Soeben noch, nicht weit von hier,
„Da packte er ein armes Thier;
„Ich sah sein Blut im Grase fließen,
„Als er's mit scharfer Klau' zerrissen.
„Hört weiter! — An des Waldes Saum
„Da steht ein alter Eichenbaum.
„Ich holte eben Eicheln dort,
„Da sah ich fast noch einen Mord;
„Ein guter Hase spielt' im Gras,
„Als ich noch auf dem Baume saß;
„Da rauschte es im dunklen Buchs —
„Es schlich sich leicht heran ein Fuchs,
„Der sprang mit einem Satz hervor
„Und packt den armen Haas am Ohr.
„Der schrie und flehte: „„Ach! zu Haus
„„„Hab' ich viel Kinder; welch' ein Graus!
„„„Die sterben dann in Hungersnoth,
„„„Beißt du, o Fuchs, mich Armen todt.““
„Der Fuchs der grinzte frech und wild —
(Ein häßlich, grausenhaftes Bild —)
„Und heulte: „„Ei, was kümmerts mich?
„„„Jetzt bei den Ohren hab' ich dich;
„„„Ich hasse deine ganze Brut.
„„„Es dürstet mich nach deinem Blut.““
„Doch, wenn die Noth am größten ist,
„Der Hülfe du stets nahe bist! —
(Was man hier wirklich sagen muß;
Denn) „plötzlich fiel ein Flintenschuß!
„Der Fuchs ließ Hase Hase sein
„Und floh rasch in den Wald hinein.
„Der Hase liegt, vom Blute roth,
„Noch dorten, nahe fast dem Tod.
„Verlaßt, ihr lieben Hühner, bald,
„Ich rath's euch, diesen großen Wald;
„Denn Niemand geht allein hier gern,
„Des Fuchses Höhle liegt nicht fern.“
Die Hühner dankten für den Rath
Und folgten ihm auch in der That.
Eichhörnchen packt' sein Säckchen auf
Und sprang an einem Baum hinauf;
Dort harrten sein die Kinderlein,
Für sie holt' es die Leckerei'n.

Das Paar war bald am Waldesrand,
Da lag der Hase noch im Sand;
Verwundet waren Bein und Ohr,
Er blickte nur noch matt empor.
„Ach helft mir," seufzte er ganz schwach,
„Und bringt mich unter sich'res Dach!
„Nicht weit von hier am Weg hinaus,
„Da liegt mein armes, kleines Haus,
„Dort wohnt mein Weib, dort ruht mein Kind,
„Die bald nun ohne Vater sind!"
Er weinte bitterlich vor Schmerz,
Das brach der guten Hühner Herz.
„Komm," riefen sie, „du armer Mann!
„Wir fassen dich behutsam an,
„Und führen langsam dich sofort
„Nach deiner sichern Wohnung dort." —
„Ganz nahe hier, an fels'ger Stelle,
Sprach Lampe, „sprudelt eine Quelle,
„Davon möcht' ich wohl Wasser haben,
„Um mich zuvor daran zu laben!"
Als Hähnchen hörte diese Bitte,
Eilt es dahin mit raschem Schritte,
Um einen Blumenkelch zu füllen,
Des Hasen Durst damit zu stillen.
Gelindert war nun seine Qual,
Er dankte ihnen tausend Mal;
Fühlt seine Leiden fast nicht mehr,
Seit er beim Mitleid fand Gehör.

Den kranken Hasen in der Mitte,
Zog nun das Paar mit ruh'gem Schritte;
Doch manchmal seufzt' er leise drein:
„Wie schmerzen mich die Wunden mein!"
So kam er denn mit Müh' und Noth
Am Hause an — doch fast halb todt!
Von Ginster und von Farrenkraut
War diese Hütte überbaut,
Von blühn'den Rosen rings umstanden,
(Was uns're Wand'rer reizend fanden.)
Ganz vorn im Gärtchen stand Jasmin
Am breiten, reinlich-hübschen Wege,
Mit andern Blumen, die da blüh'n, —
Das zeugte von des Hasen Pflege.

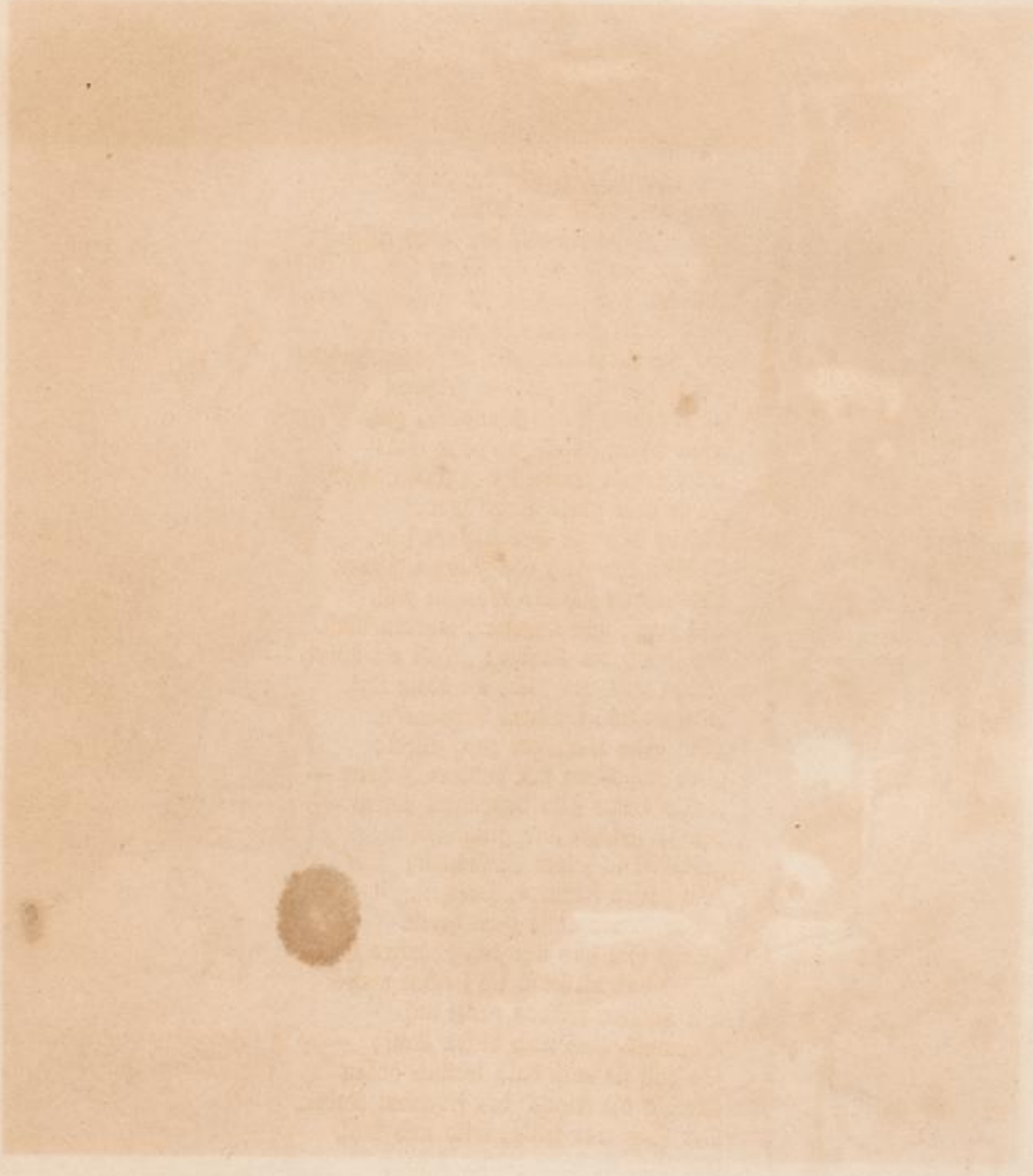
Jetzt ging's hinein; erstaunend sah
Die größte Ordnung man auch da.
Von Rohr die Möbel bis zur Bank,
Und alles Andre hübsch und blank;
Und in der Wiege, nett und rein,
Da lagen liebe Kinderlein:

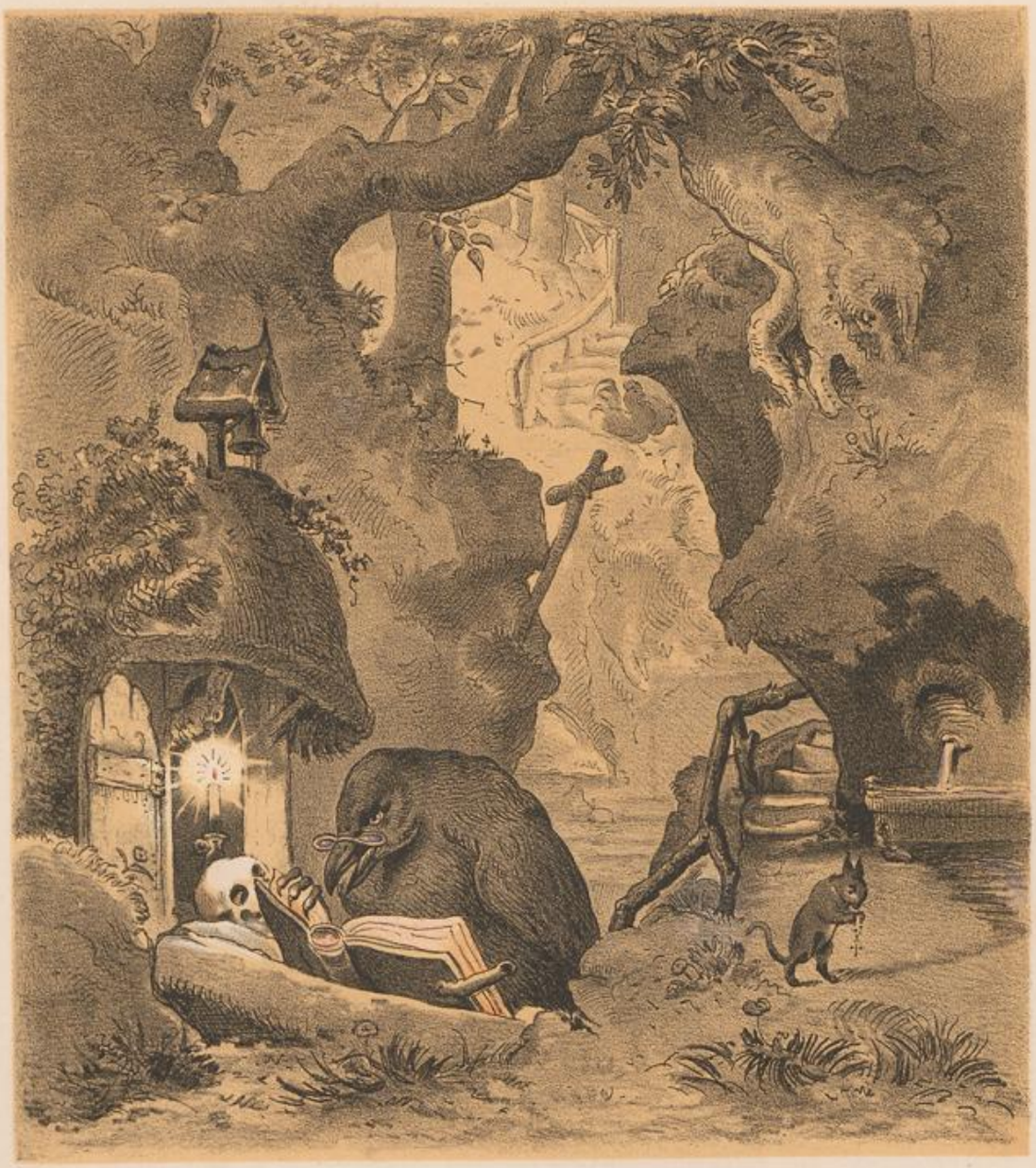
Drei Häschen, lieb und wunderschön,
Die waren lustig anzusehn.
Sie riefen freudig: „Ach Papa!
„Du Guter, bist du wieder da?
„Hast du auch wohl an uns gedacht,
„Und süße Beeren mitgebracht?“

Wie schraken doch die Kinder gut,
Als sie den Vater sah'n im Blut!
„Ach lieber Papa, sag' uns an:
„Schoß dich der böse Jägersmann?
„Du hast erzählt von seinem Schrot,
„Womit er Alles schießet todt!“ —
Auf Hasens Herz da lag's wie Blei,
Es drückt' ihm fast die Brust entzwei.
Er tröstete: „Nun, seid nur still,
„Was mir passiret, ist nicht viel.“
Das Hühnchen machte ihm sein Bett,

Rieb ihm die Wunden ein mit Fett,
Und legt darum, vorsichtig-klug,
Ein Stückchen altes Leinentuch.
D'rauf deckte sie den Kranken zu
Und wünscht' ihm eine gute Ruh'.
Der Hahn trat vor die Hütte hin
Und suchte Kräutermedicin;
Die war ihm lange schon bekannt,
Weshalb er auch bald sehr viel fand.
Daraus kocht Hühnchen kräft'gen Thee,
Der heilte schnell das große Weh.

etzt aber plötzlich trat herein
Das gute Hasenmütterlein.
„Mein Himmel! rief sie, „was geschah?"
Als sie den Mann im Blute sah.
Und als das Unglück sie erfahren,
Das ihrem Lieben widerfahren,
Da rief sie schmerzlich: „Theurer Mann!
„Was haben Böses wir gethan?
„Wir lebten stille, freundlich, gut,
„Wie selten es ein Eh'paar thut!
„Ihr armen Kinder! wer schafft Brod,
„Wär euer guter Vater todt?"
D'rauf küßt' sie ihre Kleinen sehr,
Obschon ihr Herz von Sorgen schwer,
Und weinte sich die Wangen naß,
Die ganz, von Kummer, wurden blaß.
Da sprach der Kranke: „Noch ein Wort, —
„Nicht weit von hier, an ödem Ort,
„Da wohnt, inmitten Wüstenei'n,
„Ein alter Klausner ganz allein;
„Ein Rabe von fast hundert Jahren —
„(Wir Beide stets befreundet waren —)
„Er ist gelehrt und grundgescheit,
„Studirt in seiner Einsamkeit;
„Zu helfen Kranken, jederzeit,
„War immer er so gern bereit.
„Sagt ihm von mir den schönsten Gruß,
„Auch daß vielleicht ich sterben muß!"
Die Hühner standen gerne auf,
Begannen auch noch diesen Lauf;
So daß sie auch bald werden haben
Erreicht die Klaus' des frommen Raben.
Der Weg war felsig, wild und kahl,
Ein einsam, schauerliches Thal;
Bald war das Kreuzlein schon zu seh'n,
Da mußt' auch nah' die Klause steh'n.
An einer Felswand, schroff und wild,
Gewahrten sie das schönste Bild:





Da lag an grünbemoostem Steine
Die alte Wohnung ganz alleine;
Es brannt' ein Lämpchen vor der Thüre,
Mit Kreuz und Todtenkopf als Ziere,
Und auf dem Bänkchen, mit dem Buch',

Da saß der Alte ernst und klug,
Auf seiner Nase eine Brille.
Hier war es immerwährend Stille,
Bis daß des Klausners Stimme klang,
Ganz tief in folgendem Gesang:

O Einsamkeit,
Dir Gott geweiht,
Dir hab' ich mich ergeben;
:,: Ein Mißgeschick
Trieb mich zurück
In dieses stille Leben. :,:

Ich ruhe nie,
Ob spät ob früh,
Den Schöpfer laut zu preisen;
Bis ew'ge Ruh'
Mein Aug' schließt zu
In frommen, guten Weisen.

Ich helfe gern,
Ob nah', ob fern,
Den Dürftigen und Armen;
Denn kommt der Tod,
Ruft man in Noth:
O Gott! hab' doch Erbarmen!

D'rum, die ihr könnt,
Dem Armen gönnt
Vom Ueberfluß die Spende;
Ihr wißt ja nicht,
Wie bald gebricht
Das Glück und — leer die Hände.

D'rum helf' ich gern,
Ja nah und fern
Dem Dürftigen und Armen;
Kommt einst der Tod,
Hat's keine Noth,
Gott hat mit mir Erbarmen!

* * *

Die Wand'rer grüßte freundlich er
Und fragte: wo sie kämen her?
Und als gehorcht er der Geschichte
Vom Haf', dem Fuchs, dem Bösewichte,
Da rief er schmerzlich klagend aus:
„Das ist ein Schrecken, ja ein Graus!
„Doch Gott ist ewiglich gerecht;
„Dem Bösewicht geht's endlich schlecht!" —
Er sagte Beiden schönen Dank
Und reichte ihnen Speis' und Trank;
D'rauf traten sie den Rückweg an,
Die Hühner mit dem frommen Mann.

* * *

Inzwischen wollen wir doch sehn,
Was in der Zeit dem Fuchs geschehn,
Der, auf des Jägers Flintenschuß
Den Hasen liegen lassen mußt'.
Fort floh er in den dichten Wald,
Dort lagen Felsen hoch und alt,
Mit Höhlen tief im Erdgeschoß,
Da war des Räubers festes Schloß.
Kaum hatt' den Eingang er erreicht,
Sich auch Frau Füchsin ihm schon zeigt,
Die sicher sich behaglich fühlt,
Da sie mit ihren Jungen spielt.

Der Fuchs grüßt' Frau und Kinderlein
Und trat schnell in die Höhle ein.
Die Kinder blieben vor dem Hause,
'S war noch nicht Zeit zum Abendschmause.
Dort trieben sie ihr böses Spiel;
Ein armes Entchen war ihr Ziel,
Das hatt' der Fuchs 'mal mitgebracht
Von einem Raubzug in der Nacht.

Dem wurden Federn ausgerissen,
Dabei gezerrt, gezupft, gebissen,
An Leib und Kopf, an Hals und Fuß,
Bis daß es endlich sterben muß.
D'rauf schleppten sie es in das Haus;
Da rief gerad' Reineke aus:
„Heut' Abend muß ich wieder fort,
„Doch ist nicht weit entfernt der Ort;

„Dort wag' ich einen Uebelfall
„Auf einen großen Hühnerstall."
Da riefen sie: „O Vater, bitt',
„Bring' uns doch auch ein Hähnchen mit!"
„Ja," sprach der Fuchs, „das soll geschehn,
„Doch müßt ihr jetzt zu Bette gehn.
„Zerreißt erst euer Entelein,
„Dann aber marsch! — in's Bett hinein!"
Kaum hatt' der Fuchs es ausgesagt,
So war auch Alles schon vollbracht:
Sie fielen über's Entchen her,
Nach kurzer Zeit war es nicht mehr.
Nun schrie'n die Kleinen bös und wild:
Ihr Hunger sei noch nicht gestillt!
Wie alle bösen Kinder sind
Für alles Gute taub und blind;
Bis endlich dann, nach vielen Plagen,
Im Zorn man mußt' zu Bett sie tragen.

Zur Füchsin sprach darauf ihr Mann:
„Hör', liebes Weibchen, mich nun an!
„Das gibt 'ne leckre, schöne Nacht,
„Da wird was Guts nach Haus gebracht.
„Dort drüben liegt der Hof allein, —
„Auch ist es jetzt g'rad Mondenschein, —
„Da können wir recht deutlich seh'n,
„Wo in dem Stall die Hühner steh'n."
Die Füchsin hörte stille zu,
Doch war ihr Herze nicht in Ruh':
Sie meinte: „Das sind schlimme Wege;
„Mir ist's, als ob in mir was spräche,
„Das mich vor bösen Thaten warnt,
„Daß nicht Verderben uns umgarnt!"
Da lachte laut der Räuber Fuchs,
Und sprach: „Schlau bin ich wie ein Luchs,
„Und meine Beine sind geschwinde,
„Wie Sturmesseil' und rasche Winde!
„Was will uns da wohl in die Quer!
„Wird dunkel es, dann komm' nur her!"
Erwidern durft' die Füchsin nichts
Den Reden dieses Bösewichts;
Doch gönnt' er ihr's aus Vaterliebe,
Daß sie bei ihren Kindern bliebe;
„Denn, sprach er, „willst du nicht mitgeh'n,
„Muß ich den Strauß allein besteh'n."
D'rauf fuhr er fort, wie alle Tage,
Zu lästern auf die dumme Plage,
(So nannte er den Jägersmann,
Der Schaden ihm so viel gethan).
„Noch heute hatt' ich, um zu spaßen,
„An beiden Ohren einen Hasen,
„Gerade dort bei jenem Walde,
„Als plötzlich eine Flinte knallte;
„Da kam ich eiligst noch hierher.
„Das ärgert mich jetzt gar zu sehr,
„Daß ich den Has' nicht todt gemacht;
„Ich hätt' ihn gerne mitgebracht.
„O daß doch tödtliches Verderben
„Die Jäger träfe, daß sie sterben."
Er fletschte wüthend seine Zähne,
Wie eine mordende Hyäne,
Und schimpfte lange so noch fort,
Mit manchem frevelhaften Wort!
D'rauf rief er: „Jetzt in's Kämmerlein,
„Ein kurzer Schlaf wird nöthig sein!" —

* * *

Um diese Zeit kam Huhn und Hahn
Mit Klausner Rab' beim Hasen an.
Im tiefsten Schlafe lag er da,
Die Hasenmutter auf ihn sah
Und rief ganz leise: „Guter Mann!"
Da klopft' es eben draußen an.
Das wird der fromme Klausner sein,
Dacht' sie und rief geschwind: „Herein!"
Und sieh'! zu ihrer großen Freude
Trat Klausner ein im schwarzen Kleide,
Und hinter ihm auch Huhn und Hahn,
Die ihr den Botendienst gethan.
„Ei," rief sie herzlich, „guten Tag!"
„Pax vobiscum!" *) der Klausner sprach;
„Ihr, armes Hasenmütterlein!
„Habt viel zu danken diesen Zwei'n,
„Die euch, mit Rath und That zur Hand,
„Der liebe Gott daher gesandt!" —
Die guten Hühner staunten sehr,
Sie sagten: „Sprecht davon nicht mehr!
„Was wir gethan, war heil'ge Pflicht,
„Des Dankes werth ist es ja nicht!" —
„Bescheidenheit" der Klausner meint —
„Mir stets die schönste Tugend scheint;
„Kann nur in edlen Herzen wohnen,
„Und Gott der Herr wird's euch auch lohnen."

*) Friede mit Euch!

Ein Kindlein hatt' beim Spiel gelacht,
Da war der Hase aufgewacht.
Wie glücklich war der Hase da!
Er rief, als er den Klausner sah:
„Willkommen! hier in uns'rer Mitte,
„In meiner kleinen, armen Hütte;
„Ich fühle keine Schmerzen mehr,
„Es stärkte mich der Schlaf so sehr!"

Der Klausner trat zu ihm heran,
Und fragt' ihn nach den Hühnern leise;
Da hört' der alte, fromme Mann,
Daß beide Hühner auf der Reise,
Daß sie vom Hof „zum stillen Segen",
Der gar nicht weit von hier gelegen.
Der Klausner rief: „Auf Gottes Wegen,
„Ihr lieben Hühner, wandelt ihr.
„Gott ist mit diesem edlen Paar!
„Hört mich nur an, wie wunderbar!"
„„Gefahr droht heute jenem Haus;
„„Denn mir verrieth es eine Maus:
„„Der Frevler Fuchs sänn' böse Dinge,
„„Daß dort er einen Mord vollbringe.
„„Das Mäuslein hat's genau vernommen,
„„Er sann auf einen Ueberfall;
„„Noch diese Nacht will er hinkommen
„„Zum Hofe, in den Hühnerstall;
„„Zerrissen hätt' er euch vielleicht,
„„Noch eh' der junge Tag sich zeigt!""
„O Himmel, hilf!" kräht Kickriki, —
„Ich bin schon todt!" gackst Gäkesi; —
„Beschütz' uns Gott vor seinem Rachen, —
„Sprecht, rathet, helft! was ist zu machen?"

Der Klausner hatt' sich kaum bedacht,
So war der Plan auch schon gemacht.
„Seid ruhig nur! noch ist es Zeit —
„Macht rasch zur Heimkehr euch bereit;
„Denn eh' die Sonne untergeht,
„Ihr schon vor eurem Hause steht.
„Dort zeigt es euren Brüdern an,
„Theilt ihnen mit des Fuchses Plan,
„Und statt daß er euch wollt' verderben,
„Wird er am Ende selber sterben. —
„Nun, liebe Hühner! habet Dank;
„Es schütz' euch Gott eu'r Leben lang!"

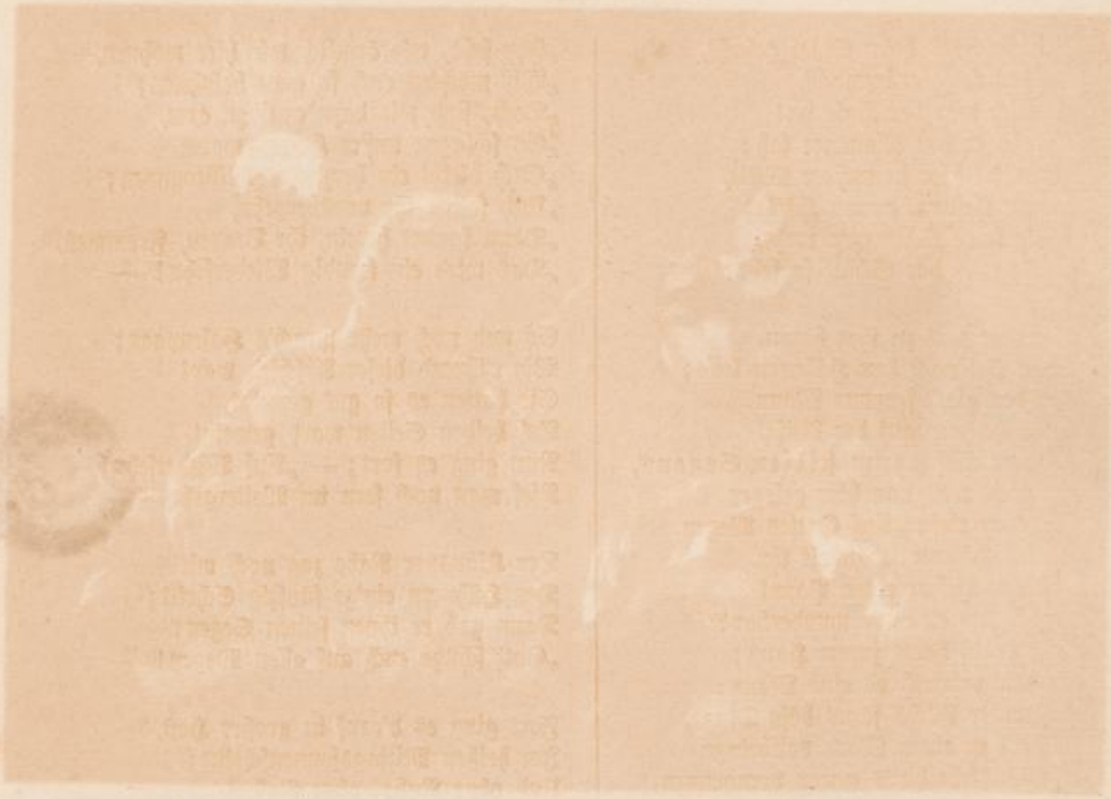
„Ihr seht, wie ärmlich wir hier wohnen,
„Wir möchten euch so gern belohnen;
„Doch, sind wir dazu auch zu arm,
„So schlagen uns're Herzen warm.
„Euch bleibt ein herzliches Willkommen;
„Und solltet ihr vorübergehn,
„Dann kommt herein, ihr Braven, Frommen,
„Das wird ein freudig Wiedersehn!" —

So und noch mehr sprach's Hasenpaar;
Wie rührend dieser Abschied war!
Sie hatten es so gut gemeint,
Auf beiden Seiten ward geweint.
Nun ging es fort; — „Auf Wiedersehn!"
Rief man noch fern im Weitergehn.

Der Klausner Rabe zog noch mit
Den Hühnern ein'ge fünfzig Schritt;
Dann gab er ihnen seinen Segen:
„Gott schütze euch auf allen Wegen!" —

Fort ging es d'rauf in großer Hast,
Im heißen Mittagssonnenscheine;
Und ohne Ruhe, ohne Rast,
Hin über Büsche, über Steine.
Trotz Bächen, Sümpfen, hohen Hügeln,
Nur fort! — sie müssen sich beflügeln.
Schon war die Sonne am Versinken,
Da sehn sie Heimathszeichen winken;
Nur noch der schmale, kurze Weg,
Da liegt ein oft betret'ner Steg.
Sie jauchzten laut vor Freuden auf,
Denn bald vollendet war der Lauf.
Die Sonne stand schon ziemlich tief,
Als Kickriki auf einmal rief:
„Dort, liebes Hühnchen, dort schau hin!
„Siehst du den Rauch gen Himmel ziehn?
„Dort steht das liebe Pächterhaus,
„Und alle Leiden sind nun aus!"

Bald war der letzte Zaun erklommen,
Und uns're Hühner angekommen;
Sie flogen durch den Garten hin,
Da stand die gute Pachterin,
Die beide Hühner schon vermißt,
Und sie mit Freuden nun begrüßt.



„Wo steckt ihr nur?“ hub sie sanft an,
„Du liefst wohl fort? du wilder Hahn!
„Von dir ist's aber auch nicht fein,
„Du Hühnchen, das die Liebste sein!
„Jetzt rasch hinauf, es ist das Beste,
„Auf's Hühnerhaus zu eurem Neste!“ —

Sie kamen auf den Stall bald 'rauf
Und theilten mit, was sie gesehn,
Den ganzen, schönen Tageslauf;
Wie da erstaunt die Andern stehn!
Doch als am Ende man erfuhr,
Daß Fuchs, der Räuber, Rache schwur,
Da schrien sie: „Gaks, Kikrikria!“
Als wär' der Fuchs schon wirklich da.
Nun ward berathen hin und her,
Sie fanden's doch am Ende schwer,
Was hier zu thun am Besten sei;
Zuletzt rief man den Hund herbei.
Als der denn endlich her sich trollte
Und bellend fragte, was er sollte,
Theilt' man ihm mit des Fuchses Plan;

D'rauf hub Philax zu reden an:
„Nie ist's uns klar in unſ'rer Jugend,
„Warum man üben ſoll die Tugend;
„Zweibeinig lernte ich marſchiren,
„Und todt mich auf's Commando ſtellen;
„Auch mußt' ich Tücher apportiren,
„„Wie ſpricht der Hund?"" recht tüchtig bellen.

„Damals war mir's zum Herzeleide,
„Obſchon zu meines Lehrers Freude.
„Das Lernen wurde mir ſo ſchwer,
„Doch kommt mir's heut zu Statten ſehr.
„Aus jener Thür vor'm Taubenſtalle
„Trag' ich hieher die große Falle,
„Die, wie ihr wißt, ihr Opfer hält,
„Die wird in euer Haus geſtellt.

„Ich lieg', wie todt, im Hinterhalt;
„Sobald dann euer Ruf erschallt,
„Spring' ich hervor im Augenblick
„Und pack' den Räuber im Genick,
„Und belle dann, so laut ich kann,
„Auf daß erwache Jedermann.
„Man wird euch gern zu Hülfe kommen,
„So wird dem Fuchs die Flucht benommen.
„Nun rasch zur That!" Der Hund kam an,
Und trägt die Falle stracks heran;
Legt sie vorsichtig in die Pforte,
„So! — ihr seid sicher vor dem Morde;
„Denn weiter, glaubt mir, kommt er nicht,
„Die Falle thut schon ihre Pflicht. —

D'rauf zog der Hund sich auch zurück;
Die Hühner priesen laut ihr Glück;
Den Wand'rern ward viel Dank gekräht,
Da sie das Unglück ausgespäht;
Und unter manchen Plauderei'n
Schlief ein Huhn nach dem andern ein.

Bald ging die Menschheit auch zur Ruh',
Es knarrten alle Thüren zu.

Nur Philax lag ganz wohlbedacht
In seinem Haus auf stiller Wacht.

Es war so still das Erdenrund,
Ein tiefer Friede gab sich kund.
Im fernen Dörfchen Hundebellen,
Ein Heimchen zirpt sein nächtlich Lied;
Und in des Gartens dunklen Stellen
Glühwürmchen seine Kreise zieht.
Am tiefen Himmel, klar und rein,
Da zittern tausend Sternelein,
Und, wie ein himmlisch Nachtgebet,
Der volle Mond dazwischen steht.
Welch' süßer Friede auf den Fluren,
Die Welt, wie scheint sie still zu träumen!
Versunken sind des Tages Spuren,
Es rauscht der Nachtwind in den Bäumen, —
Wie Märchen flüstert es darein;
Verschlafen hört's das Vögelein,
Das, mit den Flügeln ausgestreckt,
Die lieben Jungen wärmend deckt.
Im Laubdach nur die Nachtigall
Singt, scheinbar ganz allein im All',
Von allem Guten, allem Schönen,
Mit ihren zauberischen Tönen.

Und aus der Tiefe rauscht es auf,
Dort nimmt ein Bächlein seinen Lauf;
Wie plätschernd seine Wellen springen! —
Bald hub es ein, ein Lied zu singen:

„Im tiefen Wald, an grün-bemooster Stelle,
Wo um den Felsen sich das Epheu schlingt,
Da liegt die silberreine, klare Quelle,
Die Tag und Nacht dem nackten Stein entspringt.

Das ist die Wiege, wo ich bin geboren,
Von dort stürz' weiter ich den Klippensteg,
Bis ruhig bald, in Wiesen ganz verloren,
Mit tausend Blüthen ich bekränzt den Weg.

Die Blumenaugen schauen gern den Spiegel,
In dem ich trag' des reinen Himmels Bild,
Bis daß der stein'ge Grund am schroffen Hügel
Mich schäumen lehrt, in Sprüngen toll und wild.

Die Vögel trinken mich in heißen Tagen,
Das Kind spielt gern an meinem kühlen Rand;
Wie glücklich bin ich da, ich kann's nicht sagen,
Wirft auf mich Blumen eine Kinderhand.

Die trag' ich fort auf meinen klaren Wellen,
Und rausche auf vor lauter Herzensfreud';
Und rufe laut an all' den lieben Stellen:
„„O holder Kindheit süße, sel'ge Zeit!""

Doch ach! nicht ewig dauern diese Tage,
Nicht immer glänzet hell des Himmels Dom;
Ich werd' zum Flusse bald und trage
Mit Müh' und Noth die Schiffe in den Strom.

Nicht trinken Vögel mehr aus meinen Wellen,
Nicht spielen Kinder mehr an meinem Rand,
Verloren ganz im mächtigen Gesellen,
Dem Strom, zieh' ich dahin in's ferne Land;

Und rufe traurig und mit vielen Schmerzen:
„„Ade, ade! es muß geschieden sein;
Lebt ewig wohl, ihr guten, treuen Herzen!"" —
Und stürze tief in's Weltmeer mich hinein." —

* * *

So sang das Bächlein in der Nacht —
Da naht es schleichend — still und sacht —
Jetzt hebt sich's über'm Zaun empor,
Da sieht der Frevler Fuchs hervor;
„Ei, ei!" sprach er nach seiner Weise,
Für sich halb heiser, aber leise —
„Kein Hund? — der Hühnerstall ist auf?
„Nur lustig Füchslein, d'ran und d'rauf!"

Schnell sprang er jetzt zum Hof hinab,
Er ahnte nicht, wie nah' sein Grab.

Noch sprach er weiter: „Ja, schau', schau'!
„Es war so bange meine Frau;
„Nur Muth! — wer wagt, nur der gewinnt, —
„Gleich d'ran, bevor die Nacht verrinnt!"

Der Mond ging hinter Wolken jetzt,
Wie dunkel war es plötzlich da!
Der Fuchs hatt' schon zu lang geschwätzt,
Weil jetzt die Falle man nicht sah;
D'rauf bog zum Hühnerhaus er ein,
Da stieß er sich an Stock und Stein,
Und fluchte noch, nach Böser Weise:
„Wie, Hühnerbrut, ich dich zerreiße!"

Die Hühner wachten lange schon,
Sie liefen gern vor Angst davon;
Sie zitterten an Leib und Bein,
Doch mußten sie noch ruhig sein.

Bald stand der Fuchs, der freche Dieb,
Vor ihrer Thür. „Es ist mir lieb,"
Hub er noch an, „die Thür ist auf,
„Kein Mensch stört mich in meinem Lauf."

Er sprang — da kracht's! Die Falle hatt'
Gepackt den Sünder auf der That!
Er schrie, am Halse blutig, wund, —
Da stürzte Philax vor, der Hund,
Und packte fest, mit scharfem Zahn,
Den Bösen in dem Rücken an.
Die Hühner schrie'n: „Dem Himmel Dank!"
Es heulte Philax, der noch rang;
Da wachten auf die Knechte alle,
(Sie schliefen nah', im Pferdestalle;)

Mit Knitteln eilten sie hervor
Und prügelten den Fuchs im Chor,
Der schrie und heulte laut darein:
„Ach, liebe Leute, schonet mein!
Ich habe Weib und Kind zu Haus,
Die hungern todt; — o großes Graus!“

Da rief der Hahn: „Was du gesagt,
„Hat gestern auch der Haf' geklagt;
„Du höhntest ihn, du böses Thier,
„Nun habe deinen Lohn dafür!“
Vergeblich röchelt er in Noth,
Er lag bald hingestreckt und todt.

Als nun vergangen diese Nacht,
Der junge Tag ringsum erwacht,
Sah' man die Leut' im Hofe stehn,
Erzählend, was die Nacht geschehn.
Der Fuchs lag todt vor ihnen da,
Ein Jeder sich ihn recht besah.
Wie schrak vor ihm der Kikriki!
„Entsetzlich Thier!“ rief Gäkesie.

Da tönt der Ruf: „Kommt Hühner her
„Zum Futter! — denn die Nacht war schwer.“
Da streut man Körner, die nicht schlecht,
Das war den Hühnern eben recht;
Schnell flogen alle sie herbei
Mit Gackseu und mit Freudenschrei.
Die Tauben, die schon lange wach,
Die flogen nieder von dem Dach;
Die Gänse, Enten, Putchen mit,
Sie kamen an mit munt'rem Schritt,

Und pickten auf, was da gestreut,
Zu ihrer aller Fröhlichkeit.
Die Kinder standen eben auf,
Sie eilten her in raschem Lauf;
Man sah sie rings im Kreise stehn,
Den lieben Thierchen zuzuseh'n.

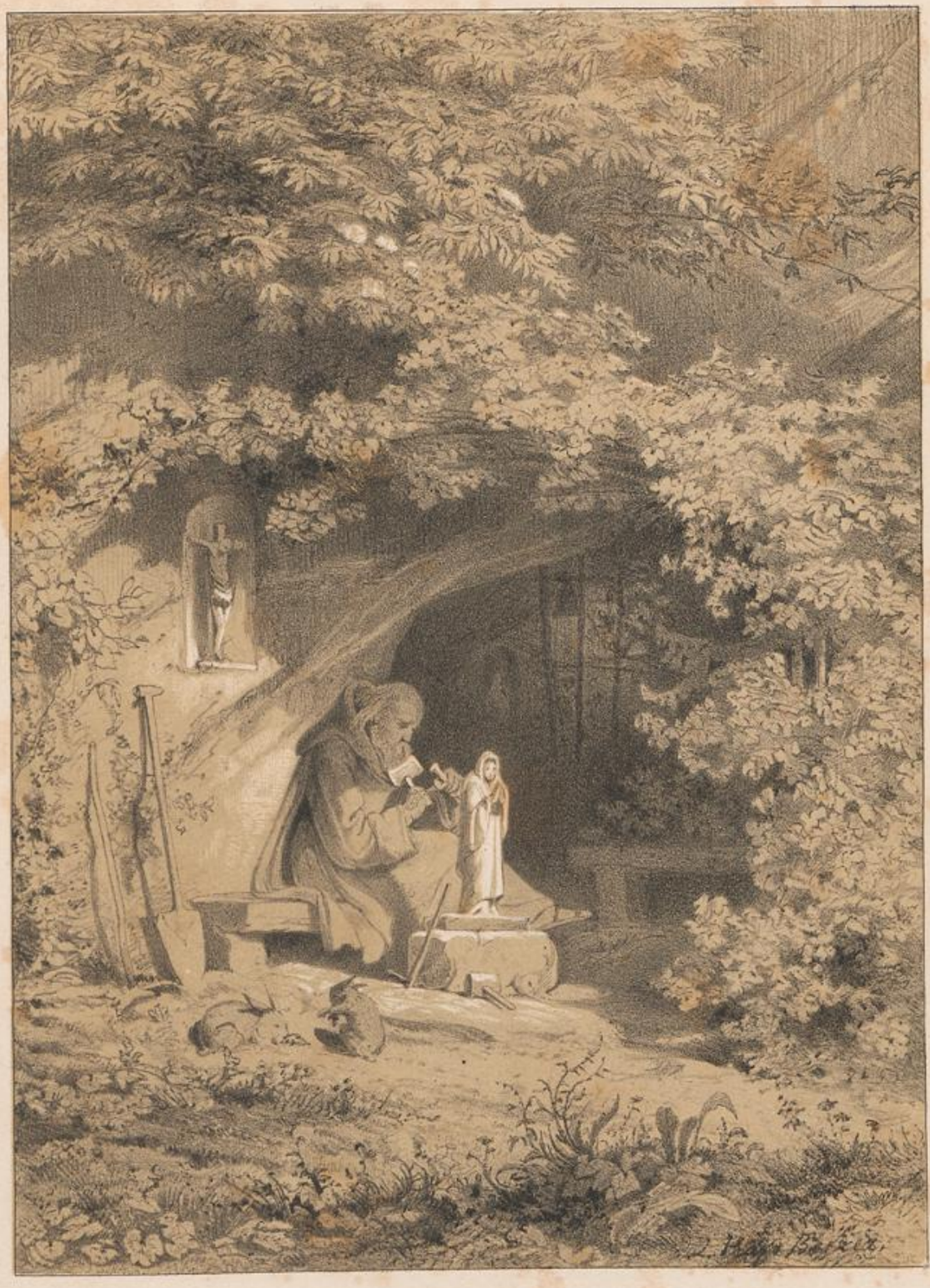
Da hörten sie die Mordgeschichte
Vom todten Fuchs, dem Bösewichte.
Wie waren sie des Wunders voll,
Das schien den Kleinen doch zu toll,
Daß so ein Dieb in dunkler Nacht
Fast ihre Hühner umgebracht.

Jetzt kam der Hans, ein braver Knecht,
Der legt' ein Messer flugs zurecht,
Und zog die Haut dem Fuchse ab,
Der selbst bereitet sich sein Grab,
Und nagelt sie an eine Thür;
Das war den Leuten eine Zier!
Darunter schrieb er groß und breit: —
Man sah's 'ne halbe Meile weit —
„Dem Guten wird hier stets sein Recht,
„Dem Bösen aber geht es schlecht!"

Die Bratäpfel.

Die Waise.

Die Schaukel.



Der Einsiedler.

Der Kinder Engel.

Hell glänzt des Mondes Silberlicht,
Der Knabe ruht im Schlummer,
Verklärt mit holdem Angesicht,
Vergessend Leid und Kummer.
Ein Lächeln streift den frischen Mund,
Was macht ihm wohl der Traum jetzt kund?
Was sieht er in der Ferne?

So denkt bei sich das Schwesterlein,
Und naht dem Bett sich leise.
Da füllt die Stube goldner Schein,
Es klingt in fremder Weise.
Das sind gar süße Melodie'n,
Die schwellen und dann still entfliehn
Wie Aeolsharfentöne.

Ein Engel faßt des Knaben Hand
Und flüstert, wie verstohlen:
Mich hat der liebe Gott gesandt,
Dich in sein Reich zu holen.
Dort blühn der Blumen mancherlei,
Bei ihm bist du von Schmerzen frei,
Drum laß' die kalte Erde!"

Früh Morgens lag der Knabe da
Mit Rosen auf den Wangen.
Zum Himmel noch das Auge sah,
Wohin sein Geist gegangen.
„O Gott," so fleht das Schwesterlein,
„Möcht' gerne bei dem Bruder sein,
Schick mir auch deinen Engel!"

N. Hocker.

Unwandelbar.

Der Mensch verwelkt wie eine Blume,
Wie Gras und Laub muß er vergehn,
Nur in des Herzens Heiligthume
Wird er aufs Neue auferstehn.
Denn was im Innern tief geboren
In Weihekraft zu Tage dringt,
Das hebt sich ewig unverloren
Zu höhern Welten, leichtbeschwingt.

Das klingt in Worten und in Tönen,
Das ist die höchste Poesie,
Es zeigt sich dir in allem Schönen
In seltner Pracht und Harmonie.
Es schwebt vor dir so vielgestaltig,
Indeß das Herz es aufwärts trägt,
Das ist es, was so allgewaltig,
Des Menschen Innerstes bewegt.

Mag auch die Hand, die müde, sinken,
Und mag des Menschen Leib verwehn,
So wissen wir, daß Sterne blinken,
Die nie und nimmer untergehn.
Sie waren unsers Lebens Wächter,
Sie werden's auch in Zukunft sein,
Ja, selbst die spätesten Geschlechter
Erfreut der goldnen Sterne Schein.

Und wer in silberweißen Haaren
Den Preis des Lebens sich gewann,
Der klage nicht des Wandelbaren
Die Welt und deren Schöpfer an.
Alljährlich muß es Frühling werden,
Der Kette gleich schließt Jahr an Jahr,
Im ew'gen Wechsel bleibt auf Erden
Der Wandel nur unwandelbar.

Heinrich Zeise.

Der Neck.

Der Morgenwind im Schilfe rauscht,
Die Sonne glänzt so golden.
Die Lerche fliegt, der Falter wiegt
Sich auf den Blüthendolden.

Da steiget aus der Fluth der Neck,
Seerosen in den Haaren;
Im duft'gen Gras, vom Thaue naß,
Sieht er die Schiffe fahren.

Und als sein Lied der Fischer singt,
Regt er der Harfe Saiten.
Erst klinget leis' die süße Weis'
Wie Maienglockenläuten.

Dann schwillt sie immer mächt'ger an,
Weit höret man sie klingen,
Fern durch den Wald die Harfe schallt,
Dazu das helle Singen.

Der Hirte mit der Heerde lauscht,
Der Waidmann mag nicht pirschen;
Der Klausner naht, auf grünem Pfad
Stehn Rüden bei den Hirschen.

Des Köhlers Kind aus dunklem Tann
Vom Klang betroffen, eilet
Weit durch die Schlucht, bis an die Bucht,
Wo dieser Sänger weilet.

Er lauscht entzückt dem Wunderschall
Und knieet an der Erden.
Da ruft der Hirt: „Der Harfner wird
Doch nimmer selig werden!

„Und säng' er auch ein Engelslied
Das alle Welt erfreuet,
Im dunkeln Grund schlägt nie die Stund'
Die ihn vom Fluch befreiet."

Jäh ist verstummt des Armen Sang,
Im Aug' die Thräne blinket.
Aus seinem Arm, in stummem Harm,
Die Harfe niedersinket.

Der Klausner sieht den heißen Schmerz,
Er knieet vor dem Bilde
Des Heilands hin, Gebete glühn
Zum Urquell aller Milde:

„O, führ' ihn ein zur Seligkeit,
Lang' mußt' er sich gedulden.
Sieh' an auf's neu die tiefe Reu',
Erlös' ihn von den Schulden!"

Und wie das Wort entfloh'n dem Mund,
Die Harfe wieder klinget.
Ein Jubelklang, ein Dankgesang
Sich in die Lüfte schwinget.

Das Aug' des Neck erglänzet hell,
Der Kranz von gold'nen Rosen
Scheint klar und licht, um sein Gesicht
Die Frühlingslüfte kosen.

Noch einmal braust' ein voller Ton
Auf zu den Wolkenhöhen,
Dann stürzt' er sich zur Fluth, die wich,
Und ward nicht mehr gesehen.

N. Hocker.

Die Prinzessin von Orleans.

Ein Märchen von der Mosel.

Einst wohnte in einer großen Stadt ein Mann, der viele Kinder hatte. Nun traf es sich, daß zu den elfen ein zwölftes kam. Weil die Leute indessen arm waren, so fanden sie keinen Pathen für das Kind. Da sagte der Mann zu seiner Frau: „Ich will auf die Straße gehen und nachsehen, ob ich keinen Pathen finde.“ Das that er denn auch. Lange mußte er auf der Straße warten, bis endlich ein Student daher kam. Der Mann ging zu ihm und fragte, ob er nicht bei seinem Kinde Pathenstelle vertreten wolle.

„Recht gerne!“ war die Antwort. „Aber ich bin selbst arm und kann Eurem Kinde kein Pathengeschenk geben.“

„Das hat nichts zu sagen,“ erwiderte der arme Mann, hocherfreut, endlich den Gesuchten gefunden zu haben. „Kommt denn mit, und haltet mein Kind über die Taufe.“

Der Student ging mit und der Knabe wurde Dietrich genannt. Nach vollendeter Taufe verabschiedete sich der Pathe und sagte beim Weggehen, er werde später wieder kommen und für das Kind sorgen.

Es waren mehrere Jahre vergangen und kein Mensch hatte mehr etwas von dem Studenten gehört. Der Junge war schon recht groß und stark geworden. Eines Tages spielte er mit andern Kindern in einem alten zerfallenen Gemäuer blinde Kuh. Die Reihe kam auch an ihn, daß ihm die Augen zugebunden werden sollten. Als er nun so da im Dunkeln umhertappte, liefen die Andern fort und ließen ihn allein. Es war aber schon spät am Tage und die Sonne untergegangen. Da streifte er das Tuch von seinen Augen und sah, daß er allein war. Den Weg nach Hause kannte er nicht. So setzte er sich denn auf einen Stein und fing bitterlich an zu weinen. Endlich schlief er ein. Als er ein wenig geschlafen hatte, entstand ein fürchterliches Gewitter und das Regnen, Blitzen und Donnern wollte gar kein Ende nehmen. Auf einmal kam ein kleines schwarzes Pferdchen die Straße herauf getrabt. Dieses sprach zu Dietrich: „Fürchte dich nicht. Ich bin dein Pathe, setze dich auf meinen Rücken.“

Der Knabe gehorchte und das Pferdchen rannte mit ihm davon. Als sie so eine Weile dahin getrabt waren, sah Dietrich einen wunderschönen Vogel auf einem Baume sitzen. Er sprach laut vor sich hin: „Von dem muß ich eine Feder haben!“

Das Pferdchen sagte: „Sei kein Narr; es wird dein Unglück sein.“

Doch Dietrich hörte nicht darauf, kletterte auf den Baum und riß dem Vogel eine Feder aus. Als sie nun eine Strecke weiter gekommen waren, sah Dietrich abermals einen wunderschönen Vogel auf einem Baume sitzen. Er kletterte, der Warnung des Pferdchens ungeachtet hinauf und fing den Vogel.

Nun kamen sie in eine Stadt, in der ein mächtiger König herrschte. Dietrich wurde bei ihm als Bedienter angestellt. Er wußte aber Alles besser, wie die übrigen Diener, da das Pferdchen ihm in jedem Stücke Rath ertheilte. So kam es, daß seine Genossen ihm gram wurden und ihn beim Könige anzuschwärzen suchten. Sie hatten bemerkt, daß er große Stücke auf seine Feder und auf seinen Vogel hielt, weshalb sie zum Könige gingen, und ihm dieses mittheilten. Er befahl Dietrich ihm seine Feder und seinen Vogel zu bringen. Dieser weinte sehr und klagte sein Leid dem Pferdchen.

„Ich habe dir ja voraus gesagt,“ versetzte Letzteres, „daß du Unglück haben würdest. Gieb dem Könige Feder und Vogel.“

Nun wohnte im Lande Orleans eine Prinzessin, die der König gern zur Frau gehabt hätte. Sie wollte ihn aber nicht und so sann der König Tag und Nacht wie er sie sich verschaffen solle. Da er nun gesehen, daß Dietrich ein geschickter Bursche war, gab er diesem

den Auftrag, ihm unter allen Umständen die Prinzessin zu verschaffen.

Dietrich eilte sofort zu seinem Pferdchen und theilte ihm dieses mit.

„Lasse dir vom Könige ein großes Schiff voll Sammt, Seide und Spitzen geben," versetzte das Pferdchen; „und ziehe damit über das Meer nach Orleans." Das geschah und Dietrich lichtete froh die Anker. Als er nun in Orleans ankam, trieb er Handel mit den schönen Stoffen und alle Leute kamen und kauften bei ihm.

Da erschien auch eines Tages die Prinzessin an dem Schiffe um sich ein Kleid auszusuchen. Während sie musterte und wählte, gab Dietrich unbemerkt seinen Leuten Befehl, davon zu fahren. Sobald die Prinzessin merkte, daß sie gefangen sei, warf sie ihren Schlüsselbund ins Meer und sagte, sie würde den König nicht eher heirathen, bis er ihr die Schlüssel zurück gebracht habe. Als der König dieses erfuhr, gab er Dietrich den Auftrag, den Schlüsselbund um jeden Preis zu verschaffen. Mit Hülfe des Pferdchens wurde er bald herbeigebracht. Aber nun weigerte die Prinzessin sich abermals, dem Könige die Hand zu reichen. „In Orleans," sagte sie, „befinden sich zwei Brunnen. Der Eine enthält das Wasser des Lebens, der Andere das Wasser des Todes. Um die Brunnen ist eine starke Wache aufgestellt. Von jedem dieser Wasser müsse der König ihr ein Fläschchen verschaffen, und dazu Dietrich den Kopf abschlagen lassen.

Als dieser hörte, was die Prinzessin verlangte, eilte er erschrocken zu seinem Pferdchen und fragte dieses, was zu thun sei.

„Laß dir ein Schiff voll Wein ausrüsten," war die Antwort, „und mische einen starken Schlaftrunk hinein. Dann fahre nach Orleans über das Meer."

Diesen Rath befolgte Dietrich. Die Wachen um den Brunnen tranken von seinem gemischten Weine und wurden trunken. So gelang es ihm ein Fläschchen vom Wasser des Lebens und eins vom Wasser des Todes zu erhalten. Als er zurückgekehrt war und die Fläschchen dem Könige überreichte, ließ er ihm das Haupt abschlagen. Die Prinzessin goß Wasser des Lebens über den blutigen Rumpf und Dietrich lebte schöner als zuvor wieder auf. Der alte König, der gerne jung gewesen, bat sie auch an ihm diesen Versuch zu machen. Als ihm das Haupt abgeschlagen, goß die Prinzessin Wasser des Todes über ihn aus und er wurde nicht mehr lebendig. Dietrich wurde König des Reichs und die Prinzessin seine Frau.

N. Hocker.

Vier Bilder aus den Jahreszeiten.

1. Frühling.

Sieh' da kommt die Schwalbe wieder
Aus der Ferne hergezogen,
Setzt sich an der Kirche nieder
Unterm spitzen Fensterbogen.
Und sie blickt nach ihrem Neste,
Das gebaut im vor'gen Jahr,
Spatzen saßen drin als Gäste,
Wo sie sonst so glücklich war.

Schwalbe ruft: Da bin ich wieder!
Zu den Knospen hier im Garten,
Schwingt zum Apfelbaum sich nieder,
Wo die Blumen sie erwarten.
Priemeln stehn zu ihren Füßen,
Liebliche Aurikel grüßen,
Veilchen und Vergißmeinnicht,
Gänseblümchen fehlt auch nicht.
Gras und Blumen flüstern leise:
„Schwalbe, kommst du von der Reise?
„Sei willkommen, steig hernieder,
„Bringst uns ja den Sommer wieder!"
Doch die Spinne hört's und spricht:
„Eine — macht den Sommer nicht!"
Doch in Schwärmen, Schwestern, Brüder,
Ziehn die Schwalben ihre Kreise,
Jubelnd singend ihre Lieder

Nach vollbrachter weiter Reise.
Ueber Wiesen, Feldern, Bäumen
Zu den längst bekannten Räumen,
Tief hinein in Fensterecken
Um gebräunte Balkendecken,
Unterm Strohdach tief gesenkt
Wird ein Nestchen angehängt;
An des Ritters Faltenkrause,
Zierlich aus dem Stein gehauen
Schwalben ihre Nester bauen.

Jeder ruft: „Das bringt uns Glück!"
Niemand weis't den Gast zurück.
Und der Hirte auf der Weide,
Als auch er die Schwalben sah,
Ruft zum Schäfchen voller Freude:
„Sieh, nun ist der Sommer nah!"
Seid willkommen liebe Schwalben,
Baut in Eile euer Haus;
Laut verkünd' ich's allenthalben
Mit dem Winter ist's nun aus!

2. Sommer.

Der Vollmond zog auf Himmelsspuren
Sanft leuchtend in der Sommernacht;
Ueber der Erde trockne Fluren,
Die oft vergeblich sein gedacht.
„O Himmelskönig hab Erbarmen,"
So sprach die Erde, „netze meinen Mund,
Komm spende Regen mir, der Armen,
Dich fleh' ich an aus Herzensgrund.
Wie Felsen hart, sind Feld und Wiesen,
Die Quellen sinken tief hinab,
Da wo sonst Halm und Blumen sprießen
Ist jetzt ein ödes, starres Grab.
Nach Nahrung suchen Schaf und Rinder
Vergeblich — Vöglein singt nicht mehr,
Erbarm' der Menschen dich, der Kinder,
Sie drückt die Dürre hart und schwer.
Verhülle doch die heiße Sonne,
Bestrahle du das durst'ge Land,
Der Sommer, sonst ein Bild voll Wonne
Ist jetzt ein langes Trauerband."

Der Mond bleibt steh'n, er hört der Erde Klagen,
Betrachtet still ihr welkes Angesicht,
Es schmerzt ihn tief, er kann es ihr nicht sagen
Als er gewahrt, daß fast ihr Leben bricht.
Doch geht er zum bewährten Freund, dem Winde,
Steigt tief zu ihm hinab im dunkeln Schacht,
Komm spricht er, komm herauf zum Erdenkinde,
Treib Regenwolken her mit deiner Macht.

Der Wind erhob sich brausend auf der Stelle
Und wälzte Dünste aus der Ferne her,
Sie dichten sich, und drängen Well' an Welle
Gleich Wasserwogen auf dem dunklen Meer.
Verhüllt war nun des Himmels zarte Bläue
Von grauen Wetterwolken hoch und schwer,
Das mächt'ge Heer, als ob sichs stets erneue,
Es wälzte endlos sich am Himmel her.

Jetzt leuchten die Blitze
Mit züngelnder Spitze,
Es donnert und kracht
Mit schreckender Macht.
Empört sind die Wetter,
Es fliegen die Blätter
Im wirbelnden Spiel
Ohn' Heimath und Ziel.
Selbst Eichen sich neigen
Und Tannen sich beugen,
Der Sturmwind er saust
Dazwischen und braust,
Als hätten die Riesen gewaltig gezürnt
Und der Erde den Regen vom Himmel erstürmt.

Horch wie die Wasser hernieder fallen
Und wie die Straßen vom Regen erschallen,
Horch wie das tröpfelt und wie es träuft,
Sieh' wie der Regen vom Dache läuft,
Denn alle Geschöpfe schmachten nach Regen,
Jetzt kommt er — jetzt fällt er — der himmlische Segen.

Hörst du das Plätschern, das wonnige Rauschen,
Dem Felder und Fluren mit Sehnsucht lauschen?
Hörst du, wie's draußen bald flüstert und singt,
Und wie es erquicklich den Blumen klingt?

Die Bäume und Gräser, sie schmachten nach Regen,
Jetzt kommt er — jetzt fällt er — der himmlische Segen.

Das nährende Manna dem Himmel entfallen
Ist göttliche Speise, erquicklich nun Allen,
Es labt sich die Blume, der Baum und das Gras,
Die Erde erfrischt sich am kühlenden Naß,
Es hebt sich was sterbend am Boden gelegen,
Beregnet, belebt, durch den himmlischen Segen.

3. Herbst.

Ich bin so einsam — oft allein,
Der Fleiß will heut nicht schmecken,
Die Nadel hier im Tuch von Lein'
Bleibt in der Arbeit stecken.

Ich möchte — doch so mancher Stich
Ist mir durch's Herz gegangen,
Denn eine Wunde schmerzte mich,
Die jüngst ich erst empfangen.

Nun leg ich still die Nadel hin
Und denk' — jetzt magst du ruhn;
Das Dichten kommt mir in den Sinn,
Ich sitz' — und schreibe nun.

Du kleiner Spatz am Fenster hier
So lustig auf dem Baum,
Mein kurzes Verslein gelte dir,
Du ahnst es sicher kaum.

Ei sieh, du springst von Ast zu Ast,
Und horch — du kannst auch singen,
Hast nirgend Ruh — und keine Rast
Mit deinen nicht'gen Dingen.

Du Sperling bist ein Tagedieb,
Magst gern die Zeit vergeuden,
Und schwelgst mit Weib und Kinder lieb
Im Lenz und Sommerfreuden.

Die Fluren mit dem Erbsenbeet,
Das Feld mit Waizenähren,
Besuchst du Faulpelz früh und spät
Läßt Bauers Fleiß dich nähren.

Doch heut im blätterlosen Baum
Schaust dich vergeblich um,
Nach einer Kirsche oder Pflaum',
Die hingen hier herum.

Der Herbstwind hat den Baum gekehrt,
Die Blätter sind verschwunden,
Und alle Felder sind geleert,
Kein Korn wird mehr gefunden.

Kein Räupchen und Maikäferlein
Sitzt schläfrig auf dem Zweige,
Besuchst du auch im Sonnenschein
Den Apfelbaum und Eiche.

Die guten Zeiten sind entflohn
Selbst für dein Sperlingsleben,
Du schwelgst im Glück — da flieht es schon
Und Sorge wächst daneben.

Jetzt kommt des Winters bittre Noth
Für Spätzlein — ach ihr Armen!
Wer nicht gesammelt hat sein Brod,
Deß mag sich Gott erbarmen.

Du kleines dummes Spätzlein hier,
Noth wird dich beten lehren;
Komm nur mit Weib und Kind zu mir,
Euch kann ich schon ernähren.

4. Winter.

Wer geht so einsam dort im Winde?
Die Mutter ist's mit ihrem Kinde,
Nach jenem alten Kloster hin
Zu wandeln, liegt in ihrem Sinn. —
Mit Schnee bedeckt sind Wald und Fluren,
Vom Wind verweht die schmalen Spuren
Der Wege, die des Wandrers Fuß
Mühselig draußen suchen muß.
Verschüttet liegen Berg und Hügel,
Ein Rabe eilt mit raschem Flügel
Vor Hunger schreiend durch die Luft,
Die Mutter hört's wie bang er ruft.
Der Hase suchet rings umher
Nach Speise, denn ihn hungert sehr,
Er muß sich auf die Straße wagen
Und an den jungen Bäumen nagen.
Rebhühnchen saß auch da im Schnee
Zog's Beinchen zitternd in die Höh',
Entkräftet von des Hungers Qual
Flieht Huhn und Hase nicht ins Thal,
Kommt auch ein Schlitten hergefahren
Mit Menschen, die sonst Feind ihm waren.
Die Mutter ist an Ort und Stelle,
Sie läutet an der Klosterschelle;
Der Klosterhof mit hoher Mauer
War auch ein Bild voll Winterstrauer,
Wie ausgestorben — öd und leer
Kein lebend Wesen rings umher.
Nur Heil'ge, kalte Marmorsteine,
So bleich im trüben Winterscheine,
Und abgebrochen, traurig steht
Ein halber Engel im Gebet.
Kein Laut, kein Ton war hier zu hören,
Kein Wächter kam den Schritt zu wehren.
Verzagend jetzt die Mutter spricht:
Man hörte mich wohl läuten nicht.
Sie mißt noch einmal in der Länge
Des Klosterhofes Bogengänge,
Und läutet stärker wie zuvor,
Damit's erreicht das fernste Ohr.
Es ist so windig wo sie steht,
Der Schnee wird ihr auf's Haupt geweht.
Mit ihrem Kleid deckt sie den Kleinen,
Der bitterlich fing an zu weinen.
Sie betet still in ihrer Noth,
Erbarm' dich doch, o großer Gott.
Die Armuth lehrt es — lang zu weilen. —
Der Schnee hängt auf den schlanken Säulen,
Auf Treppenstufen, am Portal,
Gesimse, Sockel, überall,
Selbst an der Tanne Nadelspitzen
Schneeflocken dicht beisammen sitzen.
Maria auch, mit ihrem Sohne,
Hat Schnee umsäumt die goldne Krone,
Und Schnee lag auf dem Angesicht.
Der Anblick von Maria's Schmerz,
Erweicht der armen Mutter Herz.
Sie sprach, die Hände still gefalten:
„Ich ehre hoch des Himmels Walten,
So Schlimmes ist mir nicht geschehn
Der Winter wird ja bald vergehn!"
Da hört sie eines Menschen Worte,
Man öffnet laut die Klosterpforte,
Ein Mönch erscheint mit frommem Blick,
Doch treibt der Sturm ihn schnell zurück.
Er ruft: „O, komm herein zu mir,
Du armes Weib — verweile hier,
Am warmen Herd bist du geborgen,
Das Kloster wird heut für dich sorgen."

Julie Krüger.

Der Teufel als Onkel.

Zwischen Hamm und Schwerte ging vor dreihundert Jahren ein Bote allwöchentlich ab und zu, um für andere Leute Bestellungen und Einkäufe zu machen. Für solche Dienste bekam er dann hier und dort einen Stüber, wenn's hoch kam einen Blaffert, auch wohl von irgend einer guten Seele noch ein Stück Schwarzbrod in den Kauf. Im Ganzen war aber der Verdienst so kärglich, daß das Salz nicht dabei herauskam, vielweniger ein Paar neue Schuhe oder ein blauer Kittel. Aber er blieb doch immer gleich unverdrossen, und wenn

ihn einmal die Bekümmerniß überkam, so betete er auf dem Wege einen Rosenkranz; und der Rosenkranz brachte Geduld und Gottvertrauen richtig wieder zurück.

Nun war einmal ein recht theures Jahr, in dem selbst der Bemittelte nicht wußte, wo er Nahrung und Kleidung hernehmen sollte. Unserm Boten ging es da recht schlimm, und hätte er nicht seinen Rosenkranz gehabt, er wäre schier verzweifelt. Schuhe hatte er schon lange nicht mehr getragen, und die nothdürftige Kleidung wollte auch kaum mehr zusammenhalten.

Trüben Sinnes schritt er einmal auf Schwerte zu und dachte darüber nach, wie er wohl zu einem Mittagsbrode kommen sollte. Da lag plötzlich vor seinen Augen ein Sack von fremdartigem Zeuge, wie er es nie zuvor gesehen. Neugierig wollte er den Sack aufheben, aber er war so schwer, daß er es kaum vermochte. Da löste er den Strick, mit dem er zugebunden war und sah, daß ein schwerer Klumpen von gediegenem Golde darin steckte. Fast erschrocken blieb er vor dem Schatze stehen und überlegte, was damit anzufangen sei. Einen Augenblick fuhr ihm der Gedanke durch den Kopf, das Gold nach Hause zu tragen und als ein reicher Mann in Freuden und Fröhlichkeit davon zu leben. Aber kaum hatte er den Gedanken gefaßt, so verwarf er ihn wieder und sprach: Ehrlich will ich bleiben und wenn ich auch noch so große Noth leiden muß. Der Klumpen Gold gehört nicht mir; ich will ihn dem Bürgermeister von Schwerte bringen, der mag zusehen, daß der rechte Mann ihn wieder erhält.

Wie er sich nun bückte, um die Last auf seine Schultern zu nehmen, da trat ein kleines, graues Männlein aus dem Holz und sprach: Weil du so brav und ehrlich bist, haben die Bergmännlein dir diesen Klumpen Gold aus der Erde gegraben; du sollst ihn behalten und dir blanke Ducaten daraus schlagen lassen. Zum Dank dafür wirst du die Bergmännlein in Schutz nehmen, wenn böse Menschen ihnen allerlei erdichtetes Uebele nachreden.

Der Bote war ganz verblüfft von der plötzlichen Erscheinung und dem unerwarteten Reichthume, schnappte nach Athem und suchte nach Worten um dem grauen Männlein seine Dankbarkeit zu bezeugen; aber das Männlein war so schnell verschwunden, als es gekommen war, und wie er auch in die Büsche hineinrufen mochte, nur das Echo gab ihm Antwort. Da ließ er endlich vom Suchen ab, nahm den Sack mit dem Goldklumpen auf seine Schultern und schritt auf Schwerte zu; denn trotz seines Reichthumes kam es ihm nicht in den Sinn, heimzukehren, ohne seine Bestellungen ausgerichtet zu haben.

Bei den ersten Häusern in Schwerte war auch ein Wirthshaus, wo er gewöhnlich einzukehren pflegte. Dort trat er auch jetzt ein und bestellte in der Freude seines Herzens ein Mittagsmahl, wie er es lange nicht gethan hatte. Der habgierige Wirth aber, der seine Armuth wohl kannte, forderte Vorausbezahlung. Da öffnete der Glückliche seinen Sack und erzählte, wie er zu dem Goldklumpen gekommen sei.

Nun wurde der Wirth außerordentlich freundlich und tischte mehr auf, als der Bote verlangte. Als dieser seine Mahlzeit beendigt hatte, sprach er: Ich muß jetzt meine Botengänge verrichten. Hebt mir mittlerweile den Sack gut auf!

Kaum hatte er die Thüre hinter sich, so öffnete der Wirth den Sack, labte sich an dem Anblicke des Goldes und überlegte, wie er in den Besitz desselben gelangen möchte. Nach kurzem Bedenken stieg er mit dem Sacke in den Keller hinab, vergrub den Goldklumpen in den Boden und that einen Bleiklotz in den Sack hinein, der in Gestalt und Schwere mit dem Goldklumpen ziemlich übereinstimmte. Als er das vollbracht hatte, kehrte er zurück, bediente die angekommenen Gäste und that, als ob nichts vorgekommen sei.

Am Nachmittage kam der Bote zurück und wollte ein Stück von dem Goldklumpen abschlagen, um den Wirth damit zu bezahlen. Der aber fürchtete, der Bestohlene werde die Verwechselung merken und sprach: Laßt den Sack nur zugebunden! Ihr seid heute einmal im Glück, so sollt Ihr mir auch nichts bezah-

len. Ich hole die Zeche wieder, wenn ich Euch in Hamm besuche. Deß war der Bote zufrieden und wanderte mit seinem Bleiklotze hinweg.

Kaum aber war er einige hundert Schritte vom Hause, so wurmte es dem schlechten Wirth, daß er nicht auch das Blei behalten, rief den Büttel und ließ den Boten zurückholen, vorgebend, dieser habe ihm das Blei gestohlen.

Der ehrliche Bote glaubte, man wolle einen Spaß mit ihm machen und lachte über die Zumuthung, daß er ein Dieb sein sollte. Der Büttel aber nahm das Lachen sehr übel und trieb ihn vor sich her zu dem Richter. Dort glaubte sich der gute Mann leicht zu befreien, indem er die kurze Geschichte seines Reichthums wahrheitsgetreu erzählte.

Der Richter hatte wohl oft von den Bergmännlein gehört, aber er hielt das Alles für eitel Lug und Trug; und als er den Sack öffnete und statt des Goldes den Bleiklotz fand, sprach er: Nun ist es klar, daß Ihr ein Dieb und ein Lügner seid!

Der Wirth wurde gerufen, um ein Zeugniß abzulegen. Mit bösem Herzen schwor er auf das offene Evangelienbuch, daß er von keinem Goldklumpen wisse; der Bote aber habe ihm in seiner Abwesenheit das Blei aus dem Keller gestohlen und ihn noch dazu um die Zeche betrogen.

Da ergrimmte der Richter und herrschte den armen Boten an, er solle der Wahrheit die Ehre geben. Als dieser sich aber darauf hielt, daß es so und nicht anders sei, befahl der Richter den Henkersknechten, ihn auf die Folter zu spannen und so lange zu peinigen, bis er bekenne. Die schwarzen Gesellen reckten ihm nun die Glieder auseinander, daß sie knackten und zu zerbrechen drohten. Aber der Bote betete unter den schrecklichen Martern seinen Rosenkranz und war zu keiner andern Aussage zu bewegen. Das hielt der Richter für boshafte Verstocktheit und verurtheilte ihn zum Tode.

An Händen und Füßen gefesselt lag er jetzt in einem tiefen Kerkerloche und sah dem kommenden Tage entgegen, wo er mit einem hänfenen Stricke an den Galgen gehängt werden sollte.

Für seine Person hätte sich der arme Gefangene aus dem Tode nicht viel gemacht, weil er wußte, daß er unschuldig war und als Märtyrer in den Himmel einging; aber er hatte zu Hause ein Weib und sieben Kinder, denen er Brod schaffen mußte. Was sollte aus diesen werden, wenn der Broderwerber nicht mehr da war? Und wie schimpflich war es für sie, daß ihr eigener Vater mit dem Stricke um den Hals aus dem Leben ging!

Die halbe Nacht saß er da und überlegte hin und her, ob es denn gar keinen Ausweg gäbe, dem schrecklichen Tode zu entrinnen; aber wie er auch seinen Kopf anstrengte, es wollte ihm nichts einfallen.

Da erschien plötzlich ein Flammenschein vor dem Fenster und ein Mann im Scharlachkleide drängte sich wie ein knochenloses Wesen zwischen den engen Gitterstäben hindurch. Die Klauen an den Händen und die rothe Hahnenfeder auf der Mütze verkündeten genugsam, wer es war. Und er machte selber kein Hehl daraus. Indem feurige Blitze aus seinen grünen Augen schossen, sprach er: Ich bin der Teufel und gekommen, um dich vom Tode und vom Galgen zu erretten. Der Galgen steht schon aufgerichtet; nur wenige Stunden und dein Leben ist verwirkt. Willst du aber einen Vertrag mit mir schließen, daß ich nach deinem Tode deine Seele als Eigenthum besitzen soll, so will ich dich nicht allein vom Galgen erlösen, sondern dir auch noch hundert volle Lebensjahre geben, die du im Glanze des Reichthums und der höchsten Ehrenstellen verbringen sollst. — Der Bote wollte um solchen Preis sein Leben nicht erkaufen, sondern sprach: Weiche von mir Satan! Lieber will ich zehnmal am Galgen sterben, als dir nur ein einziges Haar meines Hauptes gönnen; vielweniger noch meine unsterbliche Seele, die ich einzig und allein meinem Herrn und Schöpfer zurückzugeben denke, von dem ich sie erhalten habe.

Der Teufel machte noch einen Versuch, indem er sprach: Du sollst leben, bis ganz

Schwerte ausgestorben ist, und Westphalen will ich zu einem eigenen Königreiche machen, dessen Krone dein Haupt schmücken soll.

Gehst du nun nicht bald, entgegnete der Bote, so werfe ich dir meinen Rosenkranz um den Hals und niete dich an der Kirchthüre fest, bis du vor Angst zu Stein wirst.

Ich sehe wohl, erwiederte der Teufel, du hältst deine Seele so hoch im Preise, daß selbst meine Großmutter sie nicht bezahlen könnte. Aber weil du ein ehrlicher Kerl bist, an dem die Hölle doch nie etwas verdienen kann, so will ich gegen meine Natur Gutes thun und dich auch ohne Bezahlung vom Galgen erretten.

Als das der Bote hörte, verklärte sich sein Gesicht; aber die Freude hielt nicht lange an, denn er dachte: der Teufel thut nichts umsonst, und so wird er sich auch für den guten Dienst bezahlt machen, sei es nun spät oder früh.

Der Teufel las in seinen Gedanken und sprach lachend: Ich sehe, du traust mir nicht! Du denkst vielleicht, ich würde heimlich eines deiner Kinder oder gar deine Frau holen. Aber sei nur ruhig, guter Gesell. Ich will mich so binden, daß dein letzter Zweifel schwinden soll. Mit diesen Worten langte er ein Pergamenttäfelchen aus der Tasche, nahm die Hahnenfeder von der Mütze und schrieb:

„Wenn ich dem Boten von Hamm mit Lug
„und Trug bediene, so soll mich Gott an ein
„Kreuz schmieden, daß ich von Ewigkeit zu
„Ewigkeit daran verbleiben und Litaneien beten
„muß. Ich, der Teufel."

Das also beschriebene Blatt reichte er dem Boten, der jetzt ganz vertraut und nur begierig war, was er thun müsse um dem Galgen zu entrinnen.

Höre, sprach der Teufel, wenn ich dich bis zum letzten Augenblicke zappeln lasse, so habe nur keine Angst. Wenn du aber mitten auf der Leiter angekommen bist, so rufe aus: Da kommt mein Onkel! Lasset mich ein paar Worte mit ihm sprechen, ehe ich unschuldig in den Tod gehe!

Der Bote versprach das zu thun, und der Teufel zog sich durch das Gitterfenster zurück.

Am andern Morgen in der Frühe wimmerte das Armsünderglöckchen durch die Luft, zum Zeichen, daß der Bote nun gehangen würde. Bald öffnete sich auch die Kerkerthüre und der Delinquent trat im Sterbehemde hervor. Der Galgenvoigt hob ihn auf einen Karren, der sich dem Richtplatze zu bewegte. Ein betender Priester und ein umflortes Kreuz gingen voraus, eine unzählige Menge Volkes drängte und stieß sich hinter dem Karren, denn Alle wollten gerne sehen, wie ihm der Hals zugezogen würde. Der meineidige und diebische Wirth war auch unter dem Haufen und freute sich, daß er sich mit dem Wiedererlangen des Bleiklumpens zugleich den armen Bestohlenen vom Halse schaffte, der ihm sonst doch noch hätte gefährlich werden können.

Jetzt fuhr der Karren die Höhe heran, auf welcher der Galgen stand, der Bote mußte absteigen und auf nackten Füßen den Hügel beschreiten. In diesem verhängnißvollen Augenblicke stiegen wieder Zweifel an den Teufel in seinem Herzen auf, und obschon er die Pergamenttafel in seiner Tasche fühlte, so dachte er doch, es sei besser, sich an Gott zu halten, fiel nieder und betete so lange, bis ihm der Scharfrichter auf die Schulter klopfte.

Da erhob er sich und stieg die Leiter hinan. Als er die Mitte derselben erreicht hatte, wandte er sich um und rief mit lauter Stimme: Da kommt mein Onkel! Lasset mich ein paar Worte mit ihm sprechen, ehe ich unschuldig in den Tod gehe!

Die Leute schauten hinter sich und gewahrten einen Reiter in scharlachrothem Mantel, der wie die Windsbraut daher sprengte und durch die Menge galoppirte, daß sie rechts und links auseinanderstob. Was machst du hier? sprach er zu dem Boten.

Ich gehe in den Tod, gab dieser zur Antwort, weil ich fälschlich angeklagt bin. Der Bote erzählte nun kurz, wie es ihm ergangen und daß er nicht wisse, wie das Blei in seinen Sack gekommen, in welchem vordem ein Klumpen Gold gewesen.

Ich aber weiß es! rief da der rothe Reiter Mein Vetter ist unschuldig; der Wirth aber,

welcher ihn angeklagt, ist selbst der Dieb. Er hat meinen Vetter um das Gold betrogen und ihm das Blei heimlich in den Sack geschoben.

Als der Wirth diese Worte hörte, schrie er: Das sind freche Lügen! Ich kann hundert Eide darauf ablegen, daß ich die Wahrheit gesagt habe.

Da wandte sich der rothe Reiter gegen ihn und rief mit einer donnerähnlichen Stimme: Du bist doch der Dieb! Bist du aber rein, so sage, ob dich der Teufel holen soll, wenn du gelogen hast.

Der Wirth dachte, all die Geschichten vom Teufelholen seien doch nur eitle Märchen und antwortete: Ja, der Teufel soll mich holen, wenn ich gelogen habe!

Kaum war das letzte Wort über seine Lippen, so wurde der Reiter riesengroß, die Nägel an seinen Fingern verlängerten sich zu schwarzen Krallen und sein Mantel wallte hin und her, wie eine flackernde Feuerflamme. Den Arm ausstreckend, langte er hinab, ergriff den Wirth und warf ihn auf das feuerschnaufende Roß, daß ihm alle Rippen im Leibe krachten.

Wie er auch schreien und zappeln mochte, der Teufel hielt ihn fest, und fuhr mit schrecklichem Hohnlachen mit ihm in den Boden hinab, der unter dem Galgen weit auseinander klaffte.

Da erkannten der Richter und alles Volk die Unschuld des Boten und sprachen ihn der Schuld frei. Im Keller des Wirthes aber fand man den Goldklumpen und stellte ihn dem Unschuldigen wieder zu, der nun fröhlich nach Hamm wanderte.

W. Herchenbach.

Des Lebens Frühling.

Wie ist der Himmel so blau und so klar,
Wie hebt sich die Brust mir so wunderbar,
Ich möchte den hemmenden Fesseln entfliehn,
Mit Störchen und Schwalben gen Süden hinziehn.

O du schattiger Wald, o du säuselnder Hain,
O du Lerchengeschmetter, du Mondenschein!
Und das Jauchzen der Schwalben, du sonnige Zeit,
Wie liegst du so fern mir, wie liegst du so weit!

Der Herbst ist gekommen; — du böser Herbst,
Der du Bäume entblätterst und Blumen entfärbst,
Der du heute vielleicht uns zum letzten Mal
Gönnst der milden Sonne belebenden Strahl.

Der Frühling kommt wieder, der Storch kehrt zurück,
Und spendet dir Segen, und spendet dir Glück,
Es kleidet der rauschende Wald sich in Grün,
Und Veilchen und Ehrenpreis werden erblühn.

Doch ist dir der Frühling des Lebens entflohn,
Rufst du ihn vergebens mit flehendem Ton,
Nichts bringt dir der Jugend unendliches Glück,
Nichts bringt dir den Traum deiner Kindheit zurück.

Heinrich Zeise.

Der Aachener Glockengießer.

Abt Tancho zu Sankt Gallen
Goß eine Glocke blank,
Die männiglich gefallen
Ob ihrem hellen Klang.

Auch Karl, dem großen Kaiser,
Gefiel ihr Läuten sehr,
Als zu ihm kam ein Preiser
Der eig'nen Kunst daher.

Er sprach: Eu'r Dom steht fertig,
Nur fehlt noch das Geläut
Und doch seid Ihr gewärtig,
Daß bald der Papst ihn weiht.

Ich freu mich nun nicht wenig,
Daß ich, nicht um Gewinn,
Der Kunst zu lieb, der König
Der Glockengießer bin.

Man hört mich darum preisen
Von Aachen bis nach Rom;
So laßt mich auch beweisen
Die Kunst in Eurem Dom;

Will eine Glock' Euch gießen
Von wuchtig schwerer Last,
Und rein und tönehaltig,
Wie sie zum Münster paßt.

Laßt nur viel Kupfer bringen,
Das koch ich klar und rein;
Statt Zinn muß, soll's gelingen,
Das Mischgut Silber sein.

Solch reinen Silbers brocke
Ich ein an hundert Pfund:
Dann aber hört die Glocke
Das Volk auf Meil' und Stund!

Laßt denn die Glock' mich gießen,
Vor der, wenn laut sie summt
Und ihre Töne grüßen,
Jedwed' Geläut verstummt.

Der Kaiser war's zufrieden
Und wies dem klugen Mann
Die Glockenspeis zum Sieden
Mitsammt dem Silber an.

Der aber hat verstohlen
Den Kaiser ausgelacht,
Thät sich das Silber holen,
Und hat es weggebracht.

Er ließ sich schnöd verlocken
Zu schelmischem Gewinn
Und goß, wie sonst, die Glocken
Aus Kupfer und aus Zinn.

Und klug der Meister brachte
Als hoch im Glockenschrein
Die Münsterglocke ragte,
Den Klöpfel erst hinein.

Der Kaiser harrte, lüstern,
Zu hören ihren Klang,
Es zogen mit den Küstern
Die Glöckner all den Strang.

Vergebens alles Mühen,
Die Glocke tönte nicht. —
Des Meisters Augen sprühen,
Zornroth glüht sein Gesicht.

Da greift er selbst zum Strange,
Und zieht mit böser Macht,
Daß schwer die Eisenstange
Des Schlägels niederkracht.

Der trifft scharf am Genicke
Den Meister zornbereit,
Fährt ihm im Augenblicke
Durch Rücken und Geweid.

Und wie vom Blitz zerrissen
Liegt todt der ärmste Mann,
Der, höhnend das Gewissen,
Den Silberraub ersann.

Und dunkel geht die Sage,
Daß Fälscher bleiben gern
Seit jenem Schreckenstage
Von Kirch' und Thürmen fern;

So Alle, die nur jagen
Nach Schätzen und Metall;
Denn leicht könnt' sie erschlagen
So eines Klöpfels Fall. —

Nikolaus Schüren.

Wald ohne Wipfel.

Wie läuten dumpf die Glocken! Die Menge schaut so bang,
Als wäre sie erschrocken vor diesem Trauerklang.
Wie streicht so grau in Lüften der Wolken irrer Zug,
Und krächzend von den Grüften hebt sich der Raben Flug.

Ein junges Mädchen schreitet bleich zu dem Wiesenplan.
Der Holzstoß ist bereitet, schon zünden sie ihn an;
Weil es des Wetters Schlossen der reichen Flur gesandt,
Der Bäume junge Sprossen, als Zauberin verbrannt.

Still naht es sich der Stätte, wo schon die Flamme loht,
Und leise fleht's: „Errette, o Herr, mich von dem Tod.
Laß mich nicht untergehen, ich weiß mich frei von Schuld,
Kannst in mein Herz ja sehen; o, zeig' mir deine Huld!"

Da klingt ein seltsam Rauschen, das immer stärker hallt.
Das Volk beginnt zu lauschen, es ist der nahe Wald.
Es braust in seinen Kronen, im dichten Laubgezelt
Drin tausend Sänger wohnen, vom Sonnenglanz erhellt.

„Dich ruf' ich an zum Zeugen, daß ich unschuldig bin!"
So tönet durch das Schweigen des Mädchens Stimme hin.
„Ihr Wipfel, mögt verderben von Gottes Richterhand,
Mögt knicken und dann sterben, gleich mir im Feuerbrand."

Als auf des Stoßes Gipfel die Gluth umleckt ihr Haupt
Sind auch der Bäume Wipfel verdorret und entlaubt.
Und als der Tod ihr windet den Kranz in's Lockenhaar
Der Kläger schon verkündet, daß sie unschuldig war.

Aufs neu' die Glocken läuten mit ihrem dumpfen Klang;
Den Falschen sieht man schreiten den letzten schweren Gang.
Zwei klare Augen grüßen hell durch der Wolken Flor,
Und duft'ge Rosen sprießen aus ihrem Grab hervor.

N. Hocker.

Trübe Ahnung.

„Der Frühling kommt, der Schnee zerrinnt;
Der Frühling ist für dich, mein Kind!
Sieh dir nur recht den Frühling an,
Und diesen Ort und mich;
Gott weiß, was bald schon kommen kann —
Mein Kind! Gott segne dich!"

„Du siehst mich an? verstehst mich nicht?
Vielleicht schon bald dein Herze spricht:
Hier hat mich meine Mutter einst,
Auf ihren Knien gewiegt,
Hier hab ich mich, so selig reich
An ihre Brust geschmiegt!"

Die Kleine schaut ins Mutteraug'.
Es strömt der Wehmuth leiser Hauch
Vom Auge in ihr Herz hinein;
Sie spricht so bang, so trüb:
„O weine nicht, lieb Mütterlein
Ich hab dich ja so lieb!"

Doch dann: „O Mutter laß mich doch!
Zum Blumenbeet ein Falter flog!"
So eilet sie dem Falter nach
Und jauchzt voll Seligkeit. —
Wehmüthig froh die Mutter sprach:
„O schöne Frühlingszeit!"

Karl Siebel.

Blüthe und Frucht.

Die Blüthe sprießt zur Frühlingszeit
Hervor an Busch und Baum,
Von lichten Flocken überschneit
Scheint dir der Waldessaum.

Doch tausende, die heut dein Aug'
Sieht zwischen grünem Laub,
Wirft morgen eis'gen Windes Hauch
Hinunter in den Staub.

Die heute noch am schwanken Ast
Buhlt um der Lüfte Gruß,
Zertritt, wenn sie der Sturm erfaßt,
Sorglos des Wandrers Fuß.

Und dennoch hing sie farbenreich
Am goldnen Lebensbaum,
Und träumte ihren Schwestern gleich,
Der Zukunft frohen Traum.

Und wie im grünen Waldesraum
Die Blüthe keimt und sinkt,
So auch der Mensch am Lebensbaum
Den reinen Aether trinkt.

Doch wie er voller Jugendkraft
Strebt nach dem reinern Licht,
Sinkt plötzlich seine Hand erschlafft,
Das klare Auge bricht.

Und prangt die Blüthe noch so schön,
Nicht jede wird zur Frucht,
Es nagt der Wurm, es dorrt der Föhn,
Es knickt des Sturmes Wucht.

Heinrich Zeise.

Der Währwolf.

Ein Märchen von der Ruhr.

Zu Ergste, einem Dorfe an der Ruhr, lebte vor langer Zeit ein Mann, der weit und breit gefürchtet war; denn er verstand allerlei geheime Künste und Zaubereien, die er aus Bosheit und Gewinnsucht zum Nachtheile seiner Nachbarn sehr oft gebrauchte. Diese Künste aber hatte ihn der Teufel gelehrt, der allzeit um ihn war, ihn zu beschützen. Zum Lohne dafür sollte der Teufel seine Seele haben und damit zur Hölle fahren, wenn seine Zeit um wäre.

Arbeiten mochte er nicht und doch liebte er ein gutes Leben und aß besonders gern alle Tage einen frischen Braten. Da kam ihm denn seine schwarze Kunst trefflich zu Statten. Wußte er irgendwo im Gebirge eine Schafheerde, so verwandelte er sich rasch in einen Wolf und schlich mit hängendem Schwanze und rollenden Augen durch's Gebüsch, bis nahe an die Hürde. Ehe sich's dann der Schäfer versah, stürzte er plötzlich hervor, ergriff den fettesten Hammel und trabte von

dannen. Einmal setzte ihm ein Schäfer nach, holte ihn auch im Walde ein und schlug ihm aus vollen Kräften mit einem Prügel auf den Kopf.

Vor Schmerz heulend, ließ er den Hammel fallen und richtete sich gegen den Schäfer und seinen Hund. Sie hätten es wohl mit ihm aufgenommen, wenn er kein Schwarzkünstler gewesen und der Teufel nicht zu seiner Hülfe dagewesen wäre. So aber wuchs er in die Höhe, daß er so groß wurde, wie ein Pferd. Mit der einen Tatze faßte er den Schäfer, mit der andern den Hund und stieß ihre Köpfe so lange zusammen, bis sie todt waren. Dann kehrte er zur Hürde zurück und erwürgte alle Schafe.

Von dieser Zeit an verbreitete sich die Furcht vor dem Währwolfe an der ganzen Ruhr und Niemand wagte Abends ohne einen geweihten Rosenkranz von einem Hause zum andern zu gehen. Wenn die Mägde in der Dämmerung die Kühe molken, so beteten sie allemal erst ein andächtiges Vaterunser. Unterließen sie dieses aber, so geschah es nicht selten, daß plötzlich der Währwolf unter einem Büschel Stroh hervorbrach, den Molkeimer umwarf, die Kette entzwei riß, sich wie ein Reiter auf die Kuh hinaufschwang und sie hinwegritt.

Groß und Klein fürchteten ihn deßhalb über die Maaßen und gingen ihm aus dem Wege, wo sie nur konnten; denn sie wußten wohl, daß sie ihn mit Gewalt nichts anhaben konnten.

Eine Zeitlang drang er jede Nacht in den Stall eines Bauern und holte ein fettes Schaf hinweg. Der Bauer war deshalb in Verzweiflung, und da er keinen andern Rath wußte, so ging er zu einer weisen Frau; die sagte ihm, wenn zwei unschuldige Kinder eine Scheere und ein Messer kreuzweise über den Währwolf würfen und dieselben geschwind wieder auffingen, ehe er es verhindern könnte dann wäre ihm beizukommen.

Nun hatte der Bauer einen Knaben und ein Mädchen, die waren sehr fromm und noch ganz schuldlos. Als sie hörten, was die weise Frau gesagt hatte, wollten sie das Abenteuer bestehen, und ließen es sich durchaus nicht ausreden. Mit schwerem Herzen gaben Vater und Mutter endlich ihre Einwilligung und sprachen: Nehmt Euch aber wohl in Acht, daß der Währwolf Euch nicht zuvorkomme, denn geschähe dieses, so würde er Euch erbarmungslos zerreißen.

Als nun der Abend gekommen war, befahlen sich die beiden Kinder in den Schutz Gottes und gingen in den Stall; der Knabe trug das Messer und das Mädchen die Scheere in der Hand. Es dauerte nicht lange, so flog die Stallthüre auf und ein grimmiger Wolf drängte sich herein. Schon wollte er sich an einen fetten Hammel machen, als er die Kinder erblickte und ihnen mit funkelnden Augen entgegenschritt.

Die Kinder aber fürchteten sich nicht, sondern warfen Messer und Scheere im Kreuze über ihn weg. Der Währwolf wußte wohl, was das zu bedeuten hatte, darum wandte er sich mit einem schnellen Sprunge herum und schnappte mit der Schnauze nach den beiden Gegenständen; aber die Kinder waren ihm zu flink, und obschon der Teufel sein Möglichstes that, dem Wolfe zu helfen, so kamen sie ihm doch zuvor.

Da heulte er laut und fürchterlich, denn der Zauber war gebrochen und er mußte seine natürliche Gestalt annehmen. Sobald das der Bauer und seine Knechte sahen, sprangen sie herbei, banden ihn mit Stricken und führten ihn nach Limburg an der Lenne vor das peinliche Halsgericht.

Hier wurde er als Zauberer angeklagt und die Richter verurtheilten ihn zur Wasserprobe. An einem bestimmten Tage wurde er von wohlbewaffneten Männern zum Oegersteine geführt, um in den Fluß geworfen zu werden.

Nun wußte in Limburg Jedermann, was das zu bedeuten hatte. Schwamm er gegen den Verlauf der Natur oben, so war er ein Währwolf und Zauberer; sank er aber unter, und konnte er auf dem Grunde hinabgehen, so war er unschuldig.

Nachdem die vorgeschriebenen Ceremonien verrichtet waren, stießen ihn die Gerichtsdiener plötzlich in die Lenne, da wo es sehr tief war. Erwartungsvoll standen die Zuschauer am Ufer und bekreuzten sich, als sie sahen, wie er oben schwamm und mit aller Anstrengung nicht im Stande war, unterzutauchen.

Schon wollte man ihn herausziehen und auf den Scheiterhaufen bringen, als sein Bundesgenosse, der Teufel, ihm zu Hülfe kam und ihn für diesesmal noch rettete. Als der Zauberer in seiner Noth und Herzensangst zu ihm rief, kam er ungesehen herbei und berührte eine Nähnadel, welche der Währwolf im Knopfloche stecken hatte. Alsbald verwandelte sich dieselbe in ein schweres Beil und er sank, daß die Wellen über ihn zusammenschlugen.

Das betrachtete der Richter als ein Zeichen seiner Unschuld, ließ ihn herausziehen und in Freiheit setzen.

Durch einen so glücklichen Ausgang wurde er noch unverschämter als zuvor und trieb es ärger, als je. Als er nun eine wahre Landplage geworden war und die Bauern bei Tage und Nacht ihres Lebens und ihres Viehes nicht sicher waren, holten sie wieder den Rath der weisen Frau ein. Die rieth ihnen, ihn so lange zu füttern, daß er ganz fett würde und ihn dann im Schlafe zu überfallen.

Das thaten die Bauern; sie trieben ihm die Schafe absichtlich in den Weg, so daß er gar keine Mühe hatte, sie zu fangen und sich an ihrem Fleische gütlich zu thun. In wenigen Wochen war er so fett geworden, daß ihm das Gehen beschwerlich wurde und daß er vor lauter Fett und Fleisch in eine Schlafsucht verfiel.

Da er nun eines Tages schlafend im Walde lag und schnarchte, daß sich die Blätter an den Sträuchen bewegten, trugen sie Stroh und dürres Holz herbei, bauten daraus einen Wall rings um den Busch und zündeten es an vielen Stellen zugleich an.

Die Flamme prasselte heftig empor, ergriff die Sträuche und Bäume weit umher und rückte dem Währwolfe so nah auf den Pelz, daß seine Haare sich von der Hitze krümmten.

Nun wachte er aus seinem tiefen Schlafe auf, und als er sah, daß sein Leben in Gefahr stand, wollte er sich schnell verwandeln, aber es war zu spät, denn die Flamme hatte ihn ganz eingehüllt, und er mußte jämmerlich verbrennen, ehe er seinen Zauberspruch hersagen konnte.

Die Bauern aber sammelten sorgfältig seine Asche und vergruben sie hinter dem Kirchhofe. In geweihter Erde durfte er nicht ruhen, weil er ein Zauberer war und mit dem Teufel im Bunde stand.

Seine Seele, die der Teufel als Lohn für seine Hülfe mit sich in die Hölle nahm, muß jede Nacht auf die Erde hinaufsteigen und die vergrabene Asche winselnd und jammernd, wie Jemand, der am brennen ist, umkreisen.

Das ist die Geschichte vom Währwolfe, die ich meinen kleinen Lesern ein Märchen genannt habe, weil sie so schrecklich unglaublich klingt. Wenn meine Freunde aber einmal was Rechtes gelernt und die Kunst erlangt haben, dieses Märchen von seinem Schmucke zu entkleiden, dann werden sie darin einen Kern finden, der vor vielen Jahrhunderten gesät, zum kräftigen Baume emporgrünte, nach und nach aber alt und schwach wurde, bis er mit seinen verdorrten Aesten und seinem faulenden Wurzelwerke zusammenbrach und nichts als den obigen Kern zurückließ.

W. Herchenbach.

Der Gedankenflug.

Die Thäler dampfen, und hoch vom Hügel
Schau ich entzückt auf die grüne Flur,
O hätt' ich Schwingen, o hätt' ich Flügel,
Ich folgte kundig des Adlers Spur.

Ich würde kreisen in stolzen Ringen,
Grüßt' offnen Auges der Sonne Schein,
Und würde mich wieder hinunterschwingen
Auf Felsenspitzen, auf's Felsgestein.

Ich würde schweben hoch überm Meere,
Ich sähe drunten Delphin und Hai,
Den Körper fühlt' ich von seiner Schwere,
Und allen drückenden Fesseln frei.

O blauer Aether, o freies Schweben
Im grenzenlosen im weiten All,
Darin die Schwingen dich höher heben,
Und keine Grenze setzt Damm und Wall.

So fliegt ins Ferne auch der Gedanke,
Wer mißt den weiten, endlosen Flug?
Wo ist die Grenze, wo ist die Schranke,
Die von der Höhe ihn niederschlug?

So sei dein Dichten, so sei dein Streben,
Und keine Grenze hemmt deinen Flug!
Mag an dem Staube der Erde kleben
Den ird'sche Weisheit zu Boden schlug.

Heinrich Zeise.

Die Glocke von Kochem.

Wer Abends auf der Mosel schwimmt,
Wenn fern' der letzte Strahl verglimmt,
Der hört ein Läuten tief im Grund
Aus einer Silberglocke Mund,
Und immer tönt das kleine Ding
So hell und lieblich: kling, ling, ling!

Zu Schwedenzeiten Kriegsgefahr
Auch in dem alten Kochem war.
Die Bürger floh'n mit Hab und Gut
Wie man in solchen Läuften thut,
Da scholl vom Thurm das kleine Ding
So ernst und traurig: kling, ling, ling!

Der Bürgermeister mit Bedacht
Sprach: Habt der Rathhausglocke Acht;
Sie hat uns schon so lange Zeit
Durch ihren süßen Klang erfreut,
Und Schade wär's, riefs kleine Ding
Zum letztenmale: kling, ling, ling!

Von starken Händen bald erfaßt,
Im Nachen ruht die werthe Last.
Sie fuhren auf der Mosel Fluth,
Weil's Wasser gegen Schweden gut,
Dort senkten sie das kleine Ding
Tief in die Wogen: kling, ling, ling!

Und daß man wiederfind' den Ort,
Ward an des Nachens rechtem Bord
Ein Kreuz zum Zeichen eingeritzt,
Daß dort die Rathhausglocke sitzt.
Und klagend scholl das kleine Ding
Zum Abschied wieder: kling, ling, ling!

Als nun vorbei die böse Zeit,
Da wird gesuchet weit und breit;
Das Kreuz war da, die Glocke nicht,
Wer weiß, wo sie im Grunde liegt?
Zuweilen rief das kleine Ding
Wie neckend ihnen: kling, ling, ling!

Sie schüttelten die Köpfe all',
Das war ein kurioser Fall,
Dem kam man bis zu dieser Stund'
Zu Kochem noch nicht auf den Grund,
Und doch ruft fort das kleine Ding
Im Wellenrauschen: kling, ling, ling!

N. Hocker.

Karl der Große als Kunstrichter.

Zum dritten Mal in seinem Leben
Zog, als sich Benevent ergeben,
Held Karl zum Osterfest gen Rom.
Mit ihm, der gern des Sang's sich freute,
Auch seine Sänger im Geleite
Fürs Amt in Petri Grabesdom.

Das mußte, wie sich leicht läßt denken,
Die röm'schen Sänger etwas kränken;
Man weiß ja doch wie Sänger sind.
Und unsre gallischen Rivalen
Verlegten sich auch noch auf's Prahlen
Und sprachen schön in gall'schem Wind:

„Umsonst hätt' sie, die nimmer heiser,
Nicht mitgebracht der kund'ge Kaiser,
Nur ihr Choral sei recht und rein."
— Nach solchem Pochen, solchem Loben
Begannen endlich dann die Proben;
Die Gallier setzten kräftig ein.

Die Römer lachten: „Mire! Mire!
Ihr brüllt ja förmlich wie die Thiere,
Kennt nichts vom Sang des Pabst's Gregor!"
Die Gallier schalten drob sie Höhner,
Und Gallier-Sang sei reiner, schöner,
— So kam der Streit zu Karols Ohr.

Und er hub an zu seinen Sängern:
„Ihr sollt den Hader nicht verlängern;
So fällt das Urtheil selber schnell!
Was mag wohl reiner sich ergießen,
Die Bäche, die dem Quell entfließen
Weit abwärts, oder selbst der Quell?"

„Der Quell, der Quell! rief's in der Runde
Der Sänger wie aus einem Munde,
„Er perlt vom Felsstein silberrein.
Jedoch weit abwärts seine Bäche,
Voll Unrath auf des Grundes Fläche,
Die müssen freilich trüber sein."

„Nun denn ihr Bäche, sprach der Kaiser,
So kehrt für eure Zukunft weiser
Zurück zum Quell beim Papst Gregor!
Papst Hadrianus leiht uns Lehrer
Sie sei'n uns rechten Sanges Mehrer
Seht Benedict und Theodor!"

Und beide Meister lehrten, sangen,
Als sie mitsammt nach Metz gegangen
Und Soisson, den Franken vor,
Und corrigirten alle Weisen
Und Frankensang hört bald man preisen,
Wie den der Römer ehbevor!

Da ich dies Stückchen aufgeschrieben,
Dacht ich an Alle, die im Trüben,
In Bächen fischen, fern vom Quell.
Es mahne, wenn sie nach der Wahrheit
Suchen, dürsten einst nach Klarheit:
„Zurück, zum Ursprung silberhell!"

Nikolaus Schüren.

Die innere Welt.

Auf den sturmgepeitschten Wogen
Fliegt ein Schiff in Meeresnoth,
Von des Himmels dunklem Bogen
Untergang dem Segler droht.

Blitze zucken, Donner krachen,
Und der Gischt spritzt weit umher,
Wie mit leichtem Fischernachen
Tändelt mit dem Schiff das Meer.

Einsam in dem wilden Meere
Eine Insel taucht empor.
Klippen dienen ihr als Wehre,
Felsenwall und Felsenthor.
Aber jenseits jener Wälle
Prangt das Eiland wunderhold,
Mildes Grün und sanfte Helle
Ueberglüth von Sonnengold.

Unser Leben, unser Streben
Gleicht dem sturmgepeitschten Meer,
In den stolzen Schiffen schweben
Wir auf offnem Grab umher,
Doch das Eiland auf den Wogen
Ist des Menschen inn're Welt,
Die noch Keinen je getrogen,
Der zu ihr sich standhaft hält.

Mancher wohl versucht die Landung
Und vertraut dem eitlen Glück,
Aber plötzlich reißt die Brandung
In die Wogen ihn zurück.
Und er sah nur aus der Ferne
Jenes Eilands Schmelz und Pracht,
Dann erloschen ihm die Sterne,
Und es herrschte ew'ge Nacht.

Viele, viele sind berufen,
Wenige sind auserwählt,
Die erstiegen kühn die Stufen,
Auge, Herz und Hand gestählt.
Kämpfer sind sie für die Wahrheit,
Und sie stehen fest geschaart,
Denn die Welt in ihrer Klarheit
Hat sich ihnen offenbart.

Heinrich Zeise.

Der Zöllner von Hallberg.

Auf dem Kirchberg vom Gewände
Blickt ein Bildniß der Madonne,
Dran so hell in seiner Blende
Funkelte das Licht der Sonne.
Aus der Rosen duft'gem Kranze
Mild es in das Leben schaute,
Und die Flur, die überthaute,
Stand in wunderbarem Glanze.

Durch das dunkle Eisengitter
Leuchteten die Silberkronen,
Die verlieh'n zwei fromme Ritter,
Für den steten Schutz zu lohnen.
Eh' sie zogen, kühn im Wagen
Nach dem Sarazenenlande,
Wo die Tapferen in Bande
Hatt' der wilde Feind geschlagen.

Wenn der Dämm'rung graue Schatten
Auf des Kerkers Dach sich senkten,
Im Gebet die Wunden, Matten,
Ihren Geist zur Heimath lenkten.

Zu der Heil'gen drang ihr Flehen,
Leise, wie wenn Blumendüfte
Stiegen in die Abendlüfte,
Schwebt' ihr Ruf zu Sternenhöhen:

„Der du uns durch Sturm und Wellen
Hast geführt zum heil'gen Orte,
Wo im Morgenschein, dem hellen,
Klangen dir des Engels Worte.
Mögst uns aus der Haft befreien,
Lösen unsre Eisenketten;
Willst so gerne die erretten,
Die sich Dir in Andacht weihen!"

Friede stieg zum düstern Raume
Wie der Athem Gottes nieder.
Zu der Heimath seh'n im Traume
Sich entrückt die frommen Brüder.
In der Abendlüfte Fächeln
Stand die Burg, von Glanz umflossen.
Aus den jungen Blüthensprossen
Grüßt die Heilige mit Lächeln.

In verödeter Kemnate
Weilt die Edelfrau voll Bangen,
Immer nicht der Knappe nahte,
Der auf Kundschaft ausgegangen.
Trauernd um des Gatten Leben
Uebt sie schweigend fromme Werke,
Sucht in dem Gebete Stärke,
Heißen Schmerzen preisgegeben.

In derselben Stunde träumte
Ihr auch von Maria's Bilde,
Dem die Sternengluth umsäumte
Licht das Antlitz voller Milde.
Sieh, sie winkt hinein zu kommen,
Freundlich wie mit Muttergrüßen
Deutet sie zu ihren Füßen,
Wo der Lampe Schein verglommen.

Morgens wallt sie zur Kapelle
Für des Gatten Ruh zu beten.
Ha! wer liegt dort an der Schwelle?
Zögernd darf sie näher treten.
Schlummernd ruh'n im Sclavenkleide
Bei der Pforte Eisengitter
Hingelehnt, die frommen Ritter,
Abgehärmt von langem Leide.

Aus des Busens reichster Fülle
Schwebt ein Wonneruf nach Oben,
Durch des Morgens Feierstille,
Daß die Schläfer sich erhoben.
Staunend sehn sie, in der Runde
Ihre Augen fragend schweifen,
Bis ihr Glück sie ganz begreifen,
Jubelnd laut mit Herz und Munde.

Auf dem Kirchberg vom Gewände
Blickt ein Bildniß der Madonne,
Wie die Beter vor der Blende
Dankend knie'n im Licht der Sonne.
Aus der Rosen duft'gem Kranze
Klar das Bild ins Leben schaute,
Und die Flur, die überthaute
Stand in wunderbarem Glanze.

N. Hocker.